

7. Kapitel

Mein Leben in der Muehl-Kommune¹

Eine Erzählung²

„Was immer der Künstler auch zu tun meint, das, was er tatsächlich hervorbringt, ist weitgehend von Faktoren bestimmt, über die er nur wenig oder gar keine bewusste Kontrolle hat; aus diesem Grund wird es immer eine Kluft zwischen der Intention und der Verwirklichung geben, zwischen ... dem Unausgedrückten – aber Beabsichtigten und dem Unabsichtlich-Ausgedrückten.“³

Der Geruch von Bohnerwachs stach mir in die Nase. Mein Widerwille gegen den Sauberkeitszwang, der jeder guten deutschen Hausfrau auferlegt wurde, schnürte mir den Magen zu. So lange war ich diesem Alptraum schon entwichen, dass ich ihn fast vergessen hätte.

Hugo und ich stiegen die Stufen bis in den 4. Stock eines Kölner Mietshauses hinauf. Hier sollte die Wohnung der AA-Kommune liegen. Ich war mächtig aufgeregt und fragte mich, ob ich hier gerade den größten Fehler meines Lebens begehe. Eine Kommune in so einem biederem Haus, das beunruhigte mich. Mein Herz klopfte mir bis zum Halse, so dass ich mich nicht in der Lage sah, diesem Zwiespalt jetzt meine Aufmerksamkeit zu schenken.

Als wir um die Ecke des letzten Treppenabsatzes bogen, beugten sich von oben einige Leute zu uns herunter. Was für ein Anblick! Alle hatten sie stoppelkurz geschorene Haare und waren schmucklos nur mit blauen und blau-weiss-gestreiften Latzhosen und Kapuzensweatshirts bekleidet. Ich konnte beim besten Willen nicht erkennen, wer von denen Mann und wer Frau war. Doch so befremdlich mir ihr Anblick auch war, so befremdete mich noch mehr ihre beinahe kindliche, lockere Art uns zu begrüßen. Obwohl sie uns ja gar nicht kannten, riefen sie uns ein so freudiges „Hallo“ entgegen, dass ich mich sofort willkommen und herzlich aufgenommen fühlte. Ihre Wärme zerstreute alle meine Befürchtungen. Der

¹ Diese Zeit werde ich, weil sie so umfangreich ist, nur anreißen können. Ich lebte dort von 1976 bis zur Auflösung des Gemeinschaftseigentums am 1.1.1991. Über dieses schillernde Lebensexperiment, das von dem Künstler und Wiener Aktionisten Otto Muehl 1970 ins Leben gerufen wurde, wurde schon viel aus den unterschiedlichsten Sichtweisen geschrieben. Dennoch ist dieses zeitgenössische Experiment bei weitem noch nicht wirklich aufgearbeitet worden. Diese Kommune trug während der Zeit ihres Bestehens mehrere Namen: im Wiener Volksmund hieß und heißt sie allgemein „die Muehl-Kommune“ oder einfach „die Kommune.“ Selbst nannten sie sich anfangs eher scherzhaft Pypyrepko (Psychophysische Reparaturkommune), ein Namen, mit dem ich sogar bei meinem Vater ein Lächeln hervorzaubern konnte. Von 1973-1975 nannten sie sich AA-Kommune Friedrichshof, von 1976 bis 1978 AAO (Aktions-Analytische Organisation bewusster Lebenspraxis), unter dem sie in der internationalen Öffentlichkeit bekannt wurden und danach existierte nach außen kein einheitlicher Name mehr. Intern nannte wir uns einfach „die Gruppe“. Die Kommune verstand sich immer als eine gelebte Utopie „als ein entscheidender Schritt von der Kunst in die Realität ... Kinder und Kunst standen im Mittelpunkt dieses Gesellschaftsprojektes.“ (Otto Muehl, 2004, MAK Katalog, Verlag W. König, 2004, S. 25) Um den Lesefluss zu vereinfachen verwende ich hier die in der deutschen Sprache übliche meist männliche Form und gender nicht, obwohl mir dieser Sprachgebrauch gegen den Strich geht.

² Sollte es rechtliche Probleme geben, werde ich das ganze Kapitel auf eine Insel verlagern und Otto Moses nennen. Alle anderen Namen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit noch lebenden Personen sind also rein zufällig.

³ Marcel Duchamp, aus einem Radiointerview von George Charbonnier für France Culture, 13. Januar 1961, gedruckt unter dem Titel Entretien avec Marcel Duchamp (Marseille, 1994), S. 82; dieses Zitat bringt in meinen Augen den auffallenden und in den Medien öffentlich vielfach diskutierten Zwiespalt zwischen den Intentionen und den tatsächlichen Auswirkungen dieser Kommune am Ende ihrer Zeit auf den Punkt und rechtfertigt den Kunstansatz trotz vieler gegenteiliger Meinungen. Alles, was seitdem veröffentlicht wurde, von wem auch immer, betrachte ich als Teil dieses Kunstwerkes einer gelebten Utopie, einer Idee, die im Begriff war und noch ist Gestalt anzunehmen. Solange auch nur eine Person lebt, die unmittelbar dort mitgewirkt hat oder in Folge aus einer Familie stammt, die dort gelebt hat, kann diese Utopie nicht beendet sein, denn jeder trägt einen Teil von ihr in sich. Wer sollte dieses lebendige Kunstwerk auch signieren und sagen: „Jetzt ist es fertig.“? Vermutlich wird es auch niemand als „fertig“ empfinden. Tritt die Kunst ein in die Realität, also in das Leben selbst, unterliegt sie auch ihren Gesetzen. Das Leben aber ist niemals fertig. Es ist bekanntlich immer im Fluss, immer in Bewegung.

Hauch einer längst im Nebel des Vergessens verborgenen uralten Kultur mit hoher Gastfreundschaft wehte mich an. Unwillkürlich fasste ich Vertrauen.

„Kommt rein, wir machen gerade Selbstdarstellung.“ Wir betraten die Wohnung. Der Flur war eng und nur spärlich beleuchtet. Die anderen Räumen waren verschlossen. Das Wohnzimmer, hell und klar erleuchtet, war eine Überraschung für mich. Auf dem Fußboden saßen etwas 20 Leute im Kreis, die meisten mit Glatze, nur wenige mit langen Haaren. Ein freundliches „Hallo“ schallte uns entgegen. „Kommt rein. Ich bin Manfred. Ich leite diesen Abend.“ Eine große Männerhand streckte sich uns freundlich entgegen. „Setzt euch. Wir machen gerade SD⁴.“ Mitten im Raum stand Dieter. Er hatte die Augen geschlossen und von uns kaum Notiz genommen. Immer wieder rief er in den Raum: „Ich spüre mich nicht. Ich spüre nichts. Ich will meine Gefühle spüren.“ Dabei verrenkte er sich fast seine Glieder. Er wirkte auf mich vom Typ her steif, etwas linkisch und hölzern. In sein Gesicht hatten einige tiefe Falten ihre Zeugnisse eingegraben und verliehen ihm das Aussehen eines Mannes, der es schwer hat seine Gefühle zu zeigen. Aber auch seine Entschlossenheit war darin gut abgebildet. Warum er mit seinen Gefühlen hier so liebäugelte, verstand ich noch nicht. Worte wie Schädigung, Krankheit, abgepanzert fielen in den Raum. Mit bizarr verkrampften Verrenkungen versuchte er offensichtlich in den Fluss oder in seine Gefühle zu kommen. Keine Gefühle hier zu spüren, das war für mich in dem Moment völlig unverständlich. Der ganze Raum war wie verdichtet von Gefühlen.

Einige Leute machten uns Platz. Wir setzten uns in den Kreis. Ich saß zwischen zwei Männern, Hugo mir gegenüber zwischen zwei Frauen. Meine innere Spannung stieg von Minute zu Minute. Vorsichtig blickte ich mich um. Hatten sie alle die Aufmerksamkeit auf Dieter gerichtet? Die Atmosphäre knisterte, ja sie war bis zum Zerreißen gespannt. Keiner sagte ein Wort. Alle Konzentration war auf den Darsteller gerichtet. Einige weinten leise am Rand. Andere lagen sich wie Kinder in den Armen. Die Luft im Raum war so von Emotionen geschwängert, dass sie auch mich ergriffen. Unwillkürlich steigen mir Tränen in die Augen. Ein Gefühl von Einsamkeit überrollte mich. Wie eine Last fühlte ich die letzten Jahre der Spannungen in Schule und Elternhaus auf mir liegen. Sie loszulassen, hier vor allen fremden Leuten, das war mir peinlich. So wollte ich hier nicht auftreten. „Zu viel Schwäche zeigen ist nicht gut,“ dachte ich und es gelang mir mühevoll sie hoffentlich unbemerkt wieder zu vergraben. Doch schon stieg ein neues Gefühl auf. Es war das elende Gefühl nicht zu genügen. „Keiner liebt mich,“ drang es von außen an mein Ohr. Und je mehr ich gegen ein Gefühl ankämpfte, um so stärker wurde ein anderes. „Abgepanzert!⁵ Ich bin so abgepanzert,“ hörte ich Dieter schreien. „Leg dich hin. Wir machen eine Analyse⁶,“ klang die Stimme des Leiters an mein Ohr. Ich blickte auf. Der Selbstdarsteller lag auf dem Boden. Manfred strich ihm solange durchs Gesicht und über die Brust bis Dieters Rufe in ein Schreien umschlugen. Immer tiefer und wortloser verwandelte sich dieser krächzend-kehlige Laut allmählich in einen echten Wutausbruch. „Steh auf,“ forderte der Leiter ihn heraus. „Streck deine Arme nach vorne! Mach einen Vatemord.⁷ Strecke deine Arme weit nach vorne. Komm, mach es.

⁴ gebräuchliche Abkürzung für Selbstdarstellung

⁵ ein Begriff aus der Psychoanalyse nach Wilhelm Reichs „Charakterpanzertheorie“, nach der alle Gefühle in sogenannten Körperpanzern als Muskelverspannungen abgelegt sind. Verschüttete Gefühle werden durch körperliche Panzer blockiert. In der Kommune galt als abgepanzert, wer emotional stecken blieb in der körperlichen (aggressiv, befehlend, etc.) oder emotionalen Abwehr (aalglatt, schleimig etc.).

⁶ Die Aktionsanalyse wurde von Otto Muehl entwickelt aus den Elementen der Psychoanalyse nach S. Freud und W. Reich und der Aktionskunst, basierend auf seinen Erfahrungen als Künstler im Wiener Aktionismus. Die Aktionsanalyse und die Selbstdarstellung waren in den ersten Jahren die beiden tragenden Stützen der Kommunikation in der Kommune. Nach der Meinung der Autorin sind diese Elemente die revolutionärsten Entwicklungen von Otto Muehl.

⁷ Vater- und Muttermord waren Bestandteil der von Otto Muehl entwickelten Aktionsanalyse. In der Darstellung eines Mordes wurde der infantile Hass (siehe AA Parabel), der kindliche Hass auf die Eltern gestaltet zum Ausdruck gebracht. Dadurch konnte er in das Tagesbewusstsein dringen. Das Tabu, keinen Hass auf Eltern oder übergeordnete und/oder stärkere Autoritäts-Personen haben zu dürfen, wurde somit aufgebrochen. Ist der Hass erst einmal als solcher erkannt, muss er nicht

Trau dich. Sei ein Schwein.“ Der Leiter bestand darauf, dass sich der Darsteller jetzt nicht in seinem Schmerz und in seiner Wut verlor, sondern in Aktion trat, was der Darsteller erst zögerlich, dann eilig befolgte, ein bisschen zu übereifrig für mein Gefühl. So brüllte und tobte er in der Mitte und schleuderte Worten in den Raum: „Ich bringe dich um, du Schwein, du hast mich immer allein gelassen, hast mich geschlagen, mich nie verstanden...“ Tränen schnürten mir die Kehle zusammen. Ja, das kannte ich. Alle Spannungen der letzten Jahre, der ganze aufgestaute Schmerz wollte sich mir aus den Augen ergießen. „Oh du salziger Schmerz, wie schrecklich doch alles war.“ Pathos überwältigte mich. Verwirrt blickte ich auf diesen fremden Mann, wie er sich von seiner hässlichsten Seite in aller Öffentlichkeit zeigte. Schluchzend brach er schließlich sich krümmend am Boden zusammen und weinte bitterlich. Dieser Mann weinte wie ein kleines Kind! Ich war zutiefst betroffen. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Nie im Leben hätte ich geglaubt, dass ein erwachsener Mensch, noch dazu ein Mann, dazu fähig ist so zu schluchzen. Er weinte wie ein kleines Kind und er weinte um Liebe! Wie angewurzelt saß ich da. Entrückt in meine eigene Welt sah ich wie im Nebel durch den Schleier meiner tränenumflorten Augen was weiter geschah: einige der Zuschauer krabbelten auf Dieter zu. Einige streichelten und liebten ihn, andere nahmen ihn in ihre Arme oder flüsterten ihm tröstende Worte ins Ohr. Eine Frau gab ihm sogar ihre Brust.

Der Klang der Trommeln erfüllte mit seinem rhythmischen Beat den Raum. Trommeln? Geweckt aus dem Traum meiner Gefühle blickte ich mich suchend um. Trommeln hatte ich bis dahin in diesem Raum noch gar nicht bemerkt. Drei hohe Bongos wurden von zwei Männern und einer Frau treibend geschlagen. Ihre Rhythmen durchdrangen klar den Raum. Sie waren verspielt, wild und ekstatisch. Sie erfassten Dieter und führten ihn entschieden und eindeutig zurück in die Wirklichkeit eines erwachsenen Mannes. Er blickte sich um, rappelte sich langsam hoch, ließ sich erinnern und führen vom Urklang des Lebens. Erst auf den Knien, dann auf den Füßen erfassten ihn die Töne wie der heilsame Klang einer alten Schamanenweisheit. Schwankend zuerst, dann immer entschiedener, ließ er sich fallen und treiben, angefeuert durch die Schläge der Trommeln und das Klatschen der Zuschauer, in einen wilden, rhythmisch-verzerrten, ekstatischen Tanz. „Wie ein Rumpelstilzchen sieht er aus.“ Ich musste unwillkürlich lachen. Die Atmosphäre im Raum glich den Schwingungen eines uralten Stammes. Schließlich wankte er tänzerisch torkelnd auf einen freien Platz im Kreise seiner Gefährten. Alle klatschten Beifall. Sein Gesicht hatte sich um Jahrzehnte verjüngt. Seine Augen strahlten. Ich war zutiefst beeindruckt, wie so etwas möglich sein konnte.

Nun wurden wir - die Neuen - aufgefordert uns vorzustellen, aber nicht etwa vom Rand aus, nein, wir sollten einzeln in die Mitte gehen und uns darstellen. Was sollte ich denn machen? Ich schämte mich in Grund und Boden. Meine Schüchternheit erfasste mich völlig unkontrollierbar. Alle Gefühle waren wie weggeblasen. „Zieh dich einfach aus, dann kommst

länger zerstörerisch ausgelebt werden. Er kann nun mit den Mitteln der Kunst, der Kreativität in eine Form, in eine Gestalt gebracht werden. Gefühle können wieder fließen. Verzeihung und Liebe kann nur empfunden werden, wenn die Aggressionen nicht länger unbewusst in Tabus gebunden bzw. eingesperrt sind. Bleiben sie unterdrückt, führen sie meist zu Gewalttaten oder Depressionen. Real körperlich ausagierte Aggressionen waren in der Kommune niemals gestattet. Es gab nie eine Schlägerei oder ähnliche Übergriffe, obwohl wir viele Jahre extrem eng und unter einem hohen Leistungs-Stressfaktor zusammen lebten. Es war allen klar, dass gefühlte Aggressionen auf Einzelne immer die eigenen Aggressionen waren und hier lediglich Übertragungen bzw. Projektionen stattfanden. Diese wurden in der Analyse und in der SD, später auch in der Kunst und in der gestalteten Kommunikation direkt bearbeitet. Das Ausleben der sogenannten negativen Gefühle blieb immer auf der Darstellungsebene in der SD. Die Darstellung der Gefühle blieb in der Kunst. Die Kunst, die SD half, dass Gefühle idealerweise niemals real ausgelebt wurden. Demzufolge blieb auch der reale Umgang mit unsere Eltern immer menschlich und ganz normal. Otto Muehl hielt zu seiner Mutter einen sehr intensiven und regelmäßigen Kontakt. Der Mutter- oder Vatermord hatten also nichts mit der realen Person der lebendigen Mutter oder des lebendigen Vaters zu tun. Diese Abstrahierung ist immer wieder für Außenstehende schwierig zu verstehen und wurde in den Medien sehr oft falsch dargestellt. Durch das Erlernen eines unmittelbaren Umgangs mit Gefühlen auf der Ebene der Kunst gelang es, dass bis zum Ende der Kommune nie eine Schlägerei stattgefunden hat trotz extrem beengter Wohnverhältnisse und gemeinsamer Sexualität.

du besser rein,“ riet mir Manfred. „Ausziehen?“ – „Ja, warum nicht? Mit den Kleidern legst du alle Maskerade ab. Das befreit sofort.“ Ich zog mein Oberteil aus und fühlte mich stocksteif. „Beweg’ dich, spiel’ irgend etwas, z.B. eine Kuh.“ - „Eine Kuh?“ Ich war entsetzt und fühlte mich unendlich steif. „Ja, warum nicht eine Kuh. Als Zeichen deiner Fruchtbarkeit schlenkere deine Brüste hin und her, so wie ein Euter.“ Die Trommeln setzten ein. Brav spielte ich eine Kuh mit schlenkernden Brüsten, mit zitternden Knien, kaum in der Lage mich aufrecht zu halten, ging ich im Kreis herum und brüllte. „Muuuu ...“

Später erklärte mir einer der Kommunarden: „Das Zittern ist ein Zeichen deiner gestauten Aggressionen. Je mehr SDs du machst, um so schneller verliert sich dieser Zustand.“ – Ich war schockiert und betroffen. So etwas hatte mir noch nie jemand gesagt. Ja, Aggressionen hatte ich, das wusste ich ja, aber so darüber zu reden! Ich war brav und anständig, also auch aggressionsgehemmt erzogen worden. Ohne es zu wollen, begann ich mich für meine Schlechtigkeit zu schämen. „In der SD geht es darum seine Aggressionen in der Darstellung herauszuholen. Sie kommen aus der Kindheit. Wir sind alle geschädigt. Das ist unsere Kleinfamilienschädigung. Ein echter Kommunarde ist locker und frei und hat eine gesunde Sexualität. Der gesunde AA’ler ist ein guter Selbstdarsteller, weil er nicht länger von seinen Gefühlen abgeschnitten ist. Er hat seine Abpanzerung aufgelöst und kann deshalb seine Gefühle direkt darstellen. Das lernst du in der Analyse, in der SD, in der Sexualität und im Zusammenleben mit Otto. Du wirst sie ja alle noch kennen lernen. Fährst du zum Friedrichshof?⁸“

In dem Moment spürte ich einen Windhauch wie ein Streicheln leise und angenehm warm auf meiner rechten Wange. Das Mädchen mit den Silberfäden, stand mir unsichtbar ganz nah und hielt schützend ihre Hand über mich: „Lerne du dich kennen, darin liegt hier dein Weg.“ Auch wenn ich ihren Rat nicht verstand, ich spürte deutlich, dass dieser Abend in mir neue gigantische Schleusen geöffnet hatte.

Wir wurden eingeladen über Nacht zu bleiben und uns an der freien Sexualität zu beteiligen. Dafür mussten Hugo und ich bereit sein, nicht zusammen zu schlafen, sondern uns mit einem der Gruppenmitglieder für die Nacht zu verabreden. Ich zögerte kein bisschen, war es doch Hugo gewesen, der unbedingt hierher wollte. Ich verabredete mich mit Rolf. Der SD Raum und das daneben liegende Esszimmer wurden mit Matratzen ausgelegt. Etwa 20 Leute schliefen dort nebeneinander, immer abwechselnd, ein Mann, eine Frau. Die verabredeten Paare vögeln in aller Öffentlichkeit. Ich fühlte mich schüchtern und war gleichzeitig fasziniert. Hier waren meine Ideale von einem alternativen Zusammenleben auf die Spitze getrieben! Funktionale Raumaufteilung, gemeinsame Sexualität, wow! Rolf schlug zur Überwindung unserer Schüchternheit – er nannte es ‚Sexualabwehr‘ – vor, einfach wie zwei Kinder miteinander zu spielen: „Du hast doch sicher früher auch Doktorspiele gemacht. Komm, lass uns Doktor spielen, lass uns einfach unsere Körper erforschen.“ Das gefiel mir sehr. Unser Spiel begann vorsichtig und sanft. Doch bald schon verflog alle Steifheit. Wir wurden immer lustiger, ausgelassener und geiler. Wir waren wie zwei geschlechtsreife Kinder. Es war eine tolle, eine lockere, eine entspannte und sehr geile Erfahrung. Ich hatte noch nie zuvor in meinem Leben so viel Spaß und so viel spielerische Freiheit beim Vögeln genossen. Alles, was ich bisher erlebt hatte, war im Vergleich zu diesem Spiel ernst, so gehemmt und zielorientiert gewesen. Kindliche Unvoreingenommenheit⁹ verband sich hier mit der Geilheit eines geschlechtsreifen Paares.

⁸ Der Friedrichshof (FH) ist ein Gehöft im österreichischen Burgenland, mitten in der Parndorfer Heide, damals ca. 1 Autostunde von Wien entfernt. Dort lebte der Stamm der Kommune. Heute: www.friedrichshof.at

⁹ Dieser Gefühlszustand war ein wichtiges Ziel der persönlichen Bewusstseinsentwicklung und wurde ‚infantil‘ genannt. ‚Infantil sein‘ bedeutete verspielt, kreativ, offen, frech, kommunikativ und sozial zu sein. Ein infantiler Mensch ist immer ein kreativer, ein schöpferischer Mensch. Diesem Ideal strebten alle AA-ler entgegen.

Nach diesem Erlebnis entschied ich mich sofort: hier will ich leben. Hier kann ich so viel lernen wie nirgendwo. Hugo war nicht gleich dazu bereit. Er wollte erst einmal die Prinzipien der AAO prüfen, denn es gab ja auch viel Kritik über sie. Aber mir war das plötzlich alles egal. Mein Bauchgefühl schrie förmlich danach hier zu bleiben. Ich wollte meine Sexualität ungehindert leben, wollte lernen mich auszudrücken, wollte mich selbst befreien und empfand eine tiefe Erleichterung hier angekommen zu sein.

Ich erklärte Hugo: „Das ist ein Weg, um eine neue Zukunft aufzubauen. Das könnte ein wichtiger Schritt sein zu einer neuen Gesellschaftsform.“ Sanft legte das Mädchen mit den Silberfäden ihre Hand auf meine Stirn: Einer Riesenchance gleich erschaute ich viele Frauen, Männer und Kinder friedlich miteinander spielen. Ich erschaute die Schönheit ihrer Körper, auch der alten Körper, frei vom Diktat der Mode. Ich erschaute die grauen, kalten Mauern schwinden, den Geruch von Bohnerwachs sich verlieren, die Abgerissenheit der Drogenkonsumenten war unauffindbar. Stattdessen sah ich Dünen und Wasser, mein kindliches Innbild für Harmonie und tiefe Entspannung in den „Sommerferien in Holland“. Ich sah eine hügelige Landschaft sanft auf- und ab sich neigend, so wie der Ort, an dem der Engel mir begegnet war. Ich sah den Wald in weiter Ferne und wusste von dem alten Mann. Ich sah die Wiesen saftig stehen, mit Blumensternen übersät. Ich schaute so viel grünes Land, so viel Obst an den Bäumen, so viel Früchte auf dem Feld, dass ich glaubte, ich sei im Paradies. Ich spürte die Freiheit der Himmel und der Erden im kosmisch ewig sich drehenden Rad. Und ich spürte eine große Freude am Leben in mir und sah wie sie sich widerspiegelte in den vielen glücklich lachenden Gesichtern aller Altersstufen um mich herum. Es war eine Mischung aus Lebendigkeit, Frechheit, Geilheit, Ausgelassenheit, Glückseligkeit, Freiheit und Kreativität. Erfüllte Hoffnung und tiefe freudige Erregung durchströmte all unsere Glieder, unser Mark und Bein bis tief hinein in die innersten Zellkerne unserer Körper. Und ich fühlte, wir waren alle auf's Geheimnisvollste miteinander verbunden. Wir hatten uns zusammen gefunden zu einer großen Wahlfamilie und wollten es angehen, die Wege noch einmal neu zu erforschen. Es war die gigantische Hoffnung auf eine Zeit, in der der Friede und die Liebe golden Einzug genommen haben. Es war der Trieb, den Mut der anderen zu unterstützen und selbst vor sich am mutigsten zu sein. Es war eine gigantische Lebenskraft, die hier entfesselt worden war. Peace-and-love-generation wurden die Hippies oder Blumenkinder oft genannt. Ja, darum geht es aber auch!

Weit in der Ferne sah ich gigantische Schlote die Luft verpesten, sah Sklaven aller Hautfarben schwere Ketten schleppend beinahe am Boden kriechen, sah die verweinten roten Augen der Mütter, die mit allerhand Last beschwerten Kinder und die im Krieg erstarrten Väter. Und ich sah das große, dunkle, sehr gefräßige Ungeheuer, wie es lauerte. Das aber wollte ich jetzt nicht sehen – jetzt nicht. Das blendete ich aus.

Ich war hellauf begeistert. Hier konnte ich mir vorstellen ein Kind zu bekommen. Doch die Kommunemänner reagierten eher zurückhaltend. „Warte erst einmal ab. Um ein Kind zu bekommen musst du noch einiges lernen. Warst du denn schon mal am Friedrichshof?“ - „Naja,“ flüsterte Carmencita mir ins Ohr, „darüber mach dir mal jetzt keine Sorgen. Das hat ja wohl noch ein bisschen Zeit.“ Abraxis aber krächzte: „Oh-oh oh-oh,“ und verschwand. Schmollte er? Aber wieso?

In der folgenden Nacht durfte ich leider nicht noch einmal mit dem gleichen Mann schlafen. „In der freien Sexualität wird keine Zweierbeziehung zugelassen,“ erklärte mir der Kommunarde. „Die Zweierbeziehung muss bekämpft werden, denn sie ist in Wirklichkeit der

Ausdruck der KF-Schädigung¹⁰. Zweierbeziehung widerspricht dem Zusammenleben in einer AA-Gruppe mit freier Sexualität. Die Zweierbeziehung basiert in Wahrheit auf deiner Fixierung an Mama und Papa. Nur wer diese Fixierung aufgelöst hat, ist fähig ein lockerer Kommunemensch zu werden. Wie das Kleinkind von der Mutter oder dem Vater abhängig ist, so macht sich der Zweierbeziehungsmensch von seinem Partner abhängig. Diese infantile Schädigung kannst du in der SD abbauen. Die eng auf nur einen Partner begrenzte, besitzergreifende Liebe ist eine kranke Liebe. Wir lieben alle Männer und Frauen. Darum: keine Zweierbeziehung! Jede Nacht ein anderer Mann!“ Das fand ich zwar in dem Fall schade, aber das waren hier die Regeln. Außerdem war es mir ja nichts Neues, hatte ich doch schon in München erkannt, dass Zweierbeziehungen für mich immer im Drama endeten.

Eine Woche später entschied ich mich, halb freiwillig, halb überredet, mir meine Haare abzuschneiden für eine AA-Glatze. Die AA-Glatze war keine glattrasierte Vollglatze, sondern wurde mit dem kürzesten Aufsatz der Haarschneidemaschine ca. 1 cm kurz geschnitten. Mich kostete diese Entscheidung eine große Überwindung, denn es war eine Zeit, in der außer den Hari-Krishna-Leuten keiner eine Glatze trug und auch diese trugen am Hinterkopf noch einen langen Zopf. Die Rebellion der Jugend wurde über lange Haare ausgetragen. Dennoch, ich war entschieden meine ‚alten Zöpfe‘ abzuschneiden. Der Gedanke, mich so frei zu machen von allen gesellschaftlichen Schönheitsidealen und radikal von jedem aus der Alternativszene als AA-lerin erkannt zu werden, fand ich extrem mutig für mich. „Ich bin eine geile Frau, genau so wie ich aussehe, ohne Modeschnickschnack, auch ohne alternativen Schmuck, ohne Schminke und ohne Frisur. Ich bin eine geile Frau, genau so wie ich bin!“ Und so lernte ich ein weiteres Mal mich auf mich selbst zu besinnen.

Das Leben in dieser Gemeinschaft fiel mir schwer. Meine Gefühle waren aufgepeitscht wie das Meer durch einen Orkan. In meiner mir selbst gezimmerten kleinen Welt fand ich mich nicht mehr zurecht. Alles schien ins Wanken zu geraten. Ich fühlte mich klein, unselbständig und total unfähig mich auszudrücken. Ich wusste, jetzt musste ich lernen zu meiner Sache zu stehen. Ich hatte mir ein Stück meines alten Selbstbewusstseins mit meinen langen Hippiehaaren abgeschnitten. Es war so etwas wie eine Endgültigkeit in mein Leben getreten. Nichts von alledem, was ich mir vorher aufgebaut hatte, zählte hier. Meine Rolle in der Alternativszene kannte hier niemand. Meine Verbindung zur Natur verlor ich im trüben Trubel dieser Stadt. Ich fühlte mich entwurzelt. Ich war hier die Neue. Alles war mir fremd. Die mir vertrauten Kommunikationsstrukturen waren hier als kleinfamiliär verpönt. Hier ging es immer um Tiefe, um Gefühle, um Aufarbeitung der KF-Schädigung und um Bewusstseinsentwicklung. Einfaches Geplauder, lockeres, oberflächliches Gespräch unter Freunden war hier überhaupt nicht angesagt. Immer öfter fühlte ich mich wie ein Häufchen Elend, unfähig selbständig etwas zu machen, wie in Watte, wie ein viel zu groß geratenes kleines Mädchen, wie eine Frau, die nicht durchblickte und weinerlich um Anerkennung und um Liebe bettelte. „Ich bin dem Wahnsinn nahe,“ vertraute ich meinem Tagebuch an, „ständig sehe ich diese riesige, grinsende (Männer-)Fratze vor mir. Auf jedem Gesicht, sogar in den Blasen auf dem Wasser. Der Himmel, der mir unterwegs so viel geholfen hat, ist verändert. Irgendwie habe ich die Wolkenränder heute tiefer empfunden aber das mystisch leitende, das liebevoll gütige Vätergesicht ist bedrohlich geworden.“ Und weiter schrieb ich mich frei:

„Der Wahnsinn, der Wahnsinn
Alle Werte sind dahin

¹⁰ Kleinfamilien-Schädigung: unbewusste Aggressionen, gestörte Kreativität, gestaute Sexualität, wodurch sich das Zweierbeziehungsdenken und die Fixierung an den Partner entwickelt, ausgelöst durch fordernde Liebesansprüche, gestaute Aggressionen, Besitzdenken und Ablehnungsmuster, ursächlich entstanden in der frühesten Kindheit durch zu wenig Liebeszuwendung von der Mutter/dem Vater; siehe auch: orale, anale, genitale Schädigung bei S. Freud

Denn sie haben keinen Sinn.“¹¹
Hier endete mein Tagebuch.

Einige Wochen später fuhr ich zum Friedrichshof. Ich musste zuvor eine sechswöchige Quarantänezeit¹² durchlaufen, in der ich mit niemandem sexuellen Kontakt haben durfte. Diese Quarantänezeit war die Voraussetzung für jeden Neueinsteiger an der gemeinsamen Sexualität der Friedrichshofer Kommune teilzunehmen. Die Ursprungskommune von etwa 20-30 Personen war mittlerweile enorm gewachsen. Täglich zogen neue Leute ein. Das erforderte eine beachtliche Organisation. Sie nannten sich jetzt nicht mehr AA¹³-Kommune sondern AA-Organisation. Um die Versorgungskosten der Neuankömmlinge zu decken und Schmarotzer fern zu halten, verlangte die AAO ein Einzugsgeld in Höhe von 2.000 DM. Für das Geld konnten wir Neuen am Friedrichshof bleiben, dort leben, mitarbeiten, uns an der freien Sexualität beteiligen und uns künstlerisch und kommunikativ entwickeln. Alle, die wir damals neu einzogen, bekamen den Status „arbeitende Gäste“. Diesem Status blieben die meisten von uns wie durch einen unerklärlichen Zwang bis zum Ende der Kommune treu.

Als ich mit dem Zug über das flache Heidefeld fuhr, war ich sehr aufgeregt. Obwohl ich mich eindeutig für diesen Weg entschieden hatte, wollte keine Freude aufkommen. Ich hatte Angst vor dem, was mich dort erwarten würde. Ich hatte Angst vor der großen Menge fremder Menschen, unter denen ich einfach nur eine Neue sein würde. Ich hatte Angst vor ihrer Meinung zu mir. „Bin ich gut genug für sie? Werden sie mich aufnehmen?“ Ich war bereit diesen Ängsten zu begegnen. „Es hat keinen Sinn vor der Angst weg zu laufen. Sie wird dir folgen. Die einzige Chance sie zu überwinden, ist ihr ins Auge zu blicken.“ – Carmencita belehrte mich mit etwas, was ich eh schon wusste. Darum fuhr ich ja, trotz meiner Angst dort hin. Das Geld hatten mir meine Eltern gegeben. Ich glaube, es war pure Verzweiflung von ihnen. Ich war mir sicher, sie gaben mir das Geld nur, weil sie glaubten, ich würde sonst unter die Räder kommen. Vielleicht war ich ja schon unter den Rädern, aus ihrer Sicht. Sie hatten immer noch nichts von meinem Leben kapiert. Auf jeden Fall zeigten sie sich einverstanden, dass ich in diese psychophysische Reparaturkommune ziehen wollte und sie gaben mir das Geld. Jetzt konnte ich nicht mehr zurück. Ich war entschieden. Ich wollte meine Entscheidung zum Friedrichshof zu fahren und dort zu leben jetzt umzusetzen.

Die Ankunft der Neuen war bestens organisiert: Anmeldung der Gäste im Kursbüro im Schüttkasten, Geld einzahlen gegen Beleg, jeder bekam einen Schlafplatz zugewiesen, wurde über die Arbeitsorganisation, die Organisation der Ordnung und der Sexualität informiert und bekam eine Wäschenummer, Etiketten zum Einkleben und Säckchen für die Socken. Meine Nummer war und blieb die ganze Zeit über die 215. Ich war also ungefähr die 215te AA-Kommunardin, die am Friedrichshof eingezogen war. Die Einteilung in die Arbeitsgruppen fand am SD-Abend statt, denn dort waren alle versammelt und die Arbeitsgruppenleiter konnten sagen, wo noch jemand gebraucht würde.

¹¹ TB Sep. 76, Köln, in der AA seit 1 Woche

¹² Die Sexualität war nach außen hin abgeschlossen. Die Kommune hatte nur intern freie Sexualität. Dies wurde so entschieden, weil sehr viele Geschlechtskrankheiten am Anfang in die damals noch sexuell nach außen offene Kommune eingeschleppt wurden. Die Quarantänezeit bezog sich auf die medizinisch nachgewiesene längste Inkubationszeit für die damals gefährlichste Geschlechtskrankheit, nämlich Syphilis. Ich musste diese Inkubationszeit 2x durchlaufen, weil mein erster Syphilistest angeblich positiv war. Heute vermute ich, dass sie damals versucht haben, verwarhloste Hippies, die ja meistens drogenabhängig und psychisch oft sehr labil waren, erst einmal abzuwimmeln. Sie hatten in den Anfangsjahren mit einigen Hippies aus der Wiener Szene sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Ich muss auf die Mitglieder der eher bieder eingestellten damaligen Kölner AA-Versuchsgruppe, eine ehemalige liberale Studenten-WG, einen entsprechenden Eindruck hinterlassen haben.

¹³ AA = Aktions-Analyse

Otto Muehl traf ich am Friedrichshof nicht an. Er war in Deutschland unterwegs auf Tournee. Mir war das egal. Meine Angst war seit meiner Ankunft verfliegen. Ich war von allem begeistert. Wie aufgedreht machte ich SDs, schlief mit verschiedenen Männern und fand alles einfach nur toll.

Wir lebten als arbeitende Gäste in einem ehemaligen Schüttkasten¹⁴, der notdürftig reihenweise mit Hochbetten und zwei Eimern als Clos ausgestattet war. Die Duschen waren draußen in einem ungeheizten Holzhäuschen, etwa 20 Meter vom Schüttkasten entfernt. Scheißen musste man auch dort. Es war November und bereits empfindlich kalt.

Die Gründergruppe der Kommune wurde allgemein einfach nur „die 1. Gruppe“ genannt. Sie hatte für die Neuankömmlinge eine Vorbildfunktion übernommen, leiteten die Arbeitsgruppen, die Selbstdarstellungen für die Gäste und gaben Einzelanalysen. Sie lebten bereits seit einigen Jahren im ehemaligen Schulhaus auf dem Friedrichshof. Dementsprechend hatten sie es schon etwas komfortabler als wir. Zwar lebten auch sie Seite an Seite auf dem gemeinsamen Hochbett, denn das war Kult in dieser Gemeinschaft, aber mit WC und Dusche im Haus. Dort war auch die Küche und der Essbereich untergebracht. „Wir sind einfach viel zu schnell zu viele Leute geworden,“ erklärte uns Ulli, „deshalb sind wir mit dem Bauen nicht nachgekommen. Ihr müsst hier oben halt noch etwas mehr improvisieren. Das mussten wir am Anfang auch.“ Der Strom am Friedrichshof wurde mit einem alten, russischen Dieselmotor gemacht. Nachts wurde er abgeschaltet und tagsüber fiel er manchmal wegen Überlastung aus. Die Abwässer verschwanden noch ungeklärt in einer Sickergrube. Das Trinkwasser wurde aus einem gemeinsamen Brunnen geschöpft. Die Landschaft war flach und baumlos. Niedrige Hecken und kleine Akazienwälder grenzten die Felder voneinander ab. Der Blick schweifte ungehindert über die Weite der Ackerflächen und Wiesen. Neben dem Gelände des Friedrichshofes lag eine stillgelegte Schottergrube. Der Wind piffte gewaltig über die Heide.

Ich orientierte mich ganz an den Regeln der Kommune. Morgens wurde früh geweckt. Die Arbeitsgruppen wurden eingeteilt. Es gab die Küchen-AG¹⁵, die Putz-AG, die Bau-AG für den Ausbau der Häuser und den Bau einer Kläranlage, die Kinderbetreuung, das Büro, den Verlag, die Druckerei, die Näherei, die Wäscherei, usw.. Ich war meist in der Wäsche eingeteilt. Die Waschmaschinen standen im AA-Verlag. Der Verlag hatte eine angegliederter Druckerei. Das Verlagsgebäude befanden sich wegen der fehlenden Stromversorgung im Nachbardorf, etwa 10 Autominuten vom Friedrichshof entfernt. Dorthin fuhren wir täglich über holprige Feldwege voller Schlaglöcher. Angekommen am Ende der Welt, irgendwo im österreichischen Hinterland, wusch ich also jetzt für ca. 150 Leute Tag für Tag die Wäsche. Es war ein langweiliger Job, weit weg von dem Traum meines Lebens. Da wir am Friedrichshof nur wenige Autos hatten und die vielen Fahrten gut eingeteilt werden mussten, hatte ich keine Chance zwischendrin eben mal schnell nach Hause zu fahren. Mit den Leuten im Verlag kam ich nur schwer zurecht. Sie waren sehr verschlossen. Ich fühlte mich wie ein Fremdkörper in ihrem Kreis. Die Leute vom AA-Magazin, ein Laden, über den en gros die Kleidung für die Kommunarden eingekauft und die überschüssige Kleidung verkauft wurde, lernte ich erst später kennen.

Da ein Prinzip der Kommune das Gemeinschaftseigentum war, hatte ich kein Geld in der Tasche, um im Ort mal einen Kaffee trinken zu gehen. Außerdem war das als kleinfamiliär sehr verpönt. Wenn man nicht angegriffen werden wollte, ließ man es besser bleiben. Das entsprach meiner ureigensten Philosophie in sofern, als ich sehr streng gegen den

¹⁴ ein rechteckig gebauter ehemaliger Getreidesilo mit Schweineställen im Erdgeschoss, der notdürftig mit Fenstern, Treppenhaus und eingezogenen Wänden und Böden über 2 Etagen ausgebaut worden war.

¹⁵ AG = ArbeitsGruppe

Konsumterror eingestellt war. Außerdem wäre ich viel zu schüchtern gewesen, um allein in ein Kaffeehaus zu gehen. Also nahm ich mir etwas zu lesen oder zu zeichnen mit und vertrieb mir die Zeit in meiner dunklen Wäschekammer.

Alle arbeiteten in kommuneeigenen Betrieben. Das war ein wichtiges Prinzip: gemeinsames Arbeiten sollte eine unabhängige Ökonomie aufbauen. Naiv und unerfahren wie wir waren, glaubten wir alle fest an die Dogmen, die wir vertraten. Wir waren überzeugt, dass unsere Lebenspraxis die Welt verändern wird. „Eines Tages werden wir mit unserem Ansatz die weltpolitische Bühne betreten.“ Hierin sah ich den übergeordneten Ansatz dieses Lebensexperimentes, für das es sich zu streiten lohnen würde, im Innen sowie im Aussen. Otto träumte sogar von einer World Community Organisation, der WCO. Die Lösung für alle gesellschaftlichen Probleme schien ihm in der Bewusstseinsarbeit zu liegen. Bestimmt das Sein das Bewusstsein oder das Bewusstsein das Sein? Diese Gretchenfrage kursierte immer wieder durch die Szene der Intellektuellen. Hier wurde offensichtlich ein Mischansatz vertreten: in erster Linie wird das Bewusstsein das Sein verändern. Allerdings waren auch im Aussen, also im Sein bereits entscheidende Veränderungen eingeführt worden, wie das Gemeinschaftseigentum, die freie Sexualität und die gemeinsame Arbeit. Doch entscheidend blieb der Ansatz: verfeinert sich das Bewusstsein, was nur über die Kunst möglich zu sein scheint, dann werden sich die Lebensbedingungen in der menschlichen Gesellschaft positiv verändern.¹⁶ Diese phantastische Idee musste verbreitet werden.

Im Rahmen der BV-Arbeit¹⁷ - alles hatte hier so knackige Namen und Abkürzungen - wurden über den Verlag eine eigene Monatszeitschrift, die AA-Nachrichten, sowie einige Bücher herausgegeben. Im engsten Kreis seiner Mitkommunarden entwickelte Otto Muehl laufend neue aktionistische Selbstdarstellungs-Theaterstücke, die von den besten Selbstdarstellern in europäischen Großstädten aufgeführt wurden. Diese Auftritte waren immer auch eine Werbung für die Idee der Kommune. Mit öffentlich abgehaltenen SDs, SD-Theater, provozierenden Reden und Publikumsbeschimpfungen wollten sie die verklemmten Zweierbeziehungswichtel ermutigen ihre Grenzen zu sprengen und die gesellschaftlichen Tabus zu überschreiten, wollten den KF-Wichtel aufrütteln und den WG-Leuten Mut machen, sich weiter zu entwickeln. Die AAO hatte begonnen sich international einen Namen zu machen. Sie sammelte viele Anhänger und Feinde, anfangs vor allem in der alternativen Szene. Viele Einzelpersonen und Wohngemeinschaften schlossen sich an oder gründeten in den Städten eigene Gruppen. So hatte auch ich die AAO kennen gelernt. Das Bürgertum aber und die kirchlichen Organisationen waren entsetzt.

Wir verstanden uns als emotionale Pioniere in einer abgepanzerten, nur an Profit orientierten Gesellschaft: „Jeden Abend Selbstdarstellung, täglich mindestens eine Aktionsanalyse, gemeinsame Sexualität befreit vom Dämon der Fixierung der Zweierbeziehung sowie radikal gelebtes Gemeinschaftseigentum werden uns befreien von den Dogmen der Gesellschaft,

¹⁶ Dazu schrieb Gerd Haffmann in seinem Nachwort zu *Oscar Wild, Die Sphinx ohne Geheimnis*, Diogenes 1981, S. 240: „Der Sozialismus der Ästheten unterschied sich in zwei wesentlichen Punkten von dem proletarischen Provenienz [Ursprung]: in der Wahl der Mittel, denn das Bewusstsein sollte das Sein verändern, nicht umgekehrt und im Ziel, nämlich der künstlerischen Entfaltung, das überhaupt erst den Impuls gab.“ Unter der Annahme, dass jeder Mensch ein schöpferisches Potential in sich trägt und der Luzifer- sowie der Gottesimpuls in jedem Mensch vorhanden ist, lässt ein Bewusstsein mit grobem Raster und niedriger Schwelle oder Schwingung auch Grobes zu. Verfeinert sich das Raster, das „Sieb des Bewusstseins“, so erhöht sich dadurch zwangsläufig die Schwelle oder die Schwingung, denn dieses feine „Sieb des Bewusstseins“ kann jetzt nur noch feine schöpferische Impulse durchlassen. Das wird allgemein als „hohes Niveau“ bezeichnet. Die Verfeinerung des Bewusstseins erfolgt über die Verfeinerung der Sinne und letztere über die Kunst. Somit dient die Kunst der Verfeinerung des Geistes. So war es schon lange den Künstlern ein Anliegen hier ihr Wirken zu begreifen. Künstlerbewegungen, Begriffe und Slogans zeugen davon (z.B.: *l'art pour l'art*, *Dada*, *Blaue Reiter*, *Bauhaus*, *Fluxus*, *Happening*, *Wiener Aktionismus*, *AAO*, *factory* aber auch *object trouvée*, *soziale Plastik* und *erweiterter Kunstbegriff* und mehr). Nicht alle Versuche gelangen, denn der Künstler ist ganz Mensch und der Mensch ist zwangsläufig fehlbar.

¹⁷ Bewusstseins-Verbreitungs-Arbeit

deren Zwänge sich wieder spiegeln in den Lehren der Schulen und der Kirchen, in den Familien und in allen anderen Gesellschaftsstrukturen. Das Aufbrechen überholter Tabus über diese erweiterte Form der Aktionskunst, verbunden mit der bewusst gelebten Gesellschaftsform, die wir hier experimentell entwickeln, wird uns alle ein Stück weiter bringen in Richtung gelebter Utopie,“ schrieb ich in mein Tagebuch. „Gelebte Utopie, das ist für mich die emotionale Freiheit von verdrehten, aufgestauten und in Folge destruktiven Aggressionen, die sich ausdrücken in unbewussten Konkurrenzen, in Hinterhältigkeiten, Projektionen und Ängsten. Aggressionen sind Energien. Positiv gelenkte Energien münden immer in schöpferische Prozesse. Schöpferische und soziale Prozesse bilden eine gute Basis für eine neue, friedliche Gesellschaft.“

„Das sind hohe Ziele,“ Abraxis hockte auf der sich im Schleudergang schüttelnden Waschmaschine. Seine Beinchen baumelten im Rhythmus des wilden Ritts. Herausfordernd blickte er mich an: „Und du? Bist du denn so weit das zu leben?“

„Zusammen können wir es schaffen.“

Abraxis schwieg und seine Konturen lösten sich langsam auf. Trotzig blickte ich mich um. Dann öffnete ich die Maschine um die Wäsche heraus zu nehmen. Dabei fühlte ich mich noch einmal hinein in das soeben gedachte, gesprochene und geschriebene. Ich betrachtete die Wege, die ich bis hierher gegangen war und entschied ein weiteres mal: „Ja, ich bin bereit hier einzusteigen.“

Etwa eine Woche später kamen Otto und seine engsten Freunde von einer Rundreise aus Deutschland zurück. Dort hatten sie die Stadtgruppen besucht. Als ich ihn zum ersten Mal sah, war ich schockiert. Satanisch sah er aus, satanisch schien er mir zu sein mit seinen ständig sich hoch- und runter bewegendem buschigen Augenbrauen, seinem listig verschmitzten, breiten Mund und seinen blitzenden Augen. So hatte ich ihn mir nicht vorgestellt. Seine machtvolle Ausstrahlung fegte mich förmlich um. Ich hatte sofort einen Heidenrespekt vor ihm. Er war ein Mann mit einem unglaublich starken Auftreten, sehr dominant, wie einer, der sehr genau wusste, was er tat und keinen Widerspruch duldete. Er sprühte nur so vor Ideen und Einfällen, die alle höchst provokativ waren und einen in Mark und Bein treffen konnten. Frech, schalkhaft und verspielt wie ein etwa 8 jähriger lausiger Landbub, seine Stirn in tiefe Falten gelegt, mit tanzenden Brauen und funkelnden Augen, versprühte er ein Feuerwerk aus Boshaftigkeit, Feinsinnigkeit, Provokation, Charme, Witz und Humor. Gefrierende Kälte und glühende Hitze konnte er wunderbar in einem einzigen Atemzug mit einspielen lassen. Wo immer er war griff er Frauen aus¹⁸, indem er sie auf den Busen und zwischen die Beine packte. Wenn die Frau dann zu kreischen begann, verstand er es in einer äußerst charmanten Art, sie spielerisch zu umgarnen und beruhigend um seinen Finger zu wickeln, so dass sie schon bald schnurrend wie ein Kätzchen in seinen Armen lag und beide lachend, Arm und Arm weiter gingen. Er spielte mit den sexuellen Tabus in allen Schattierungen und lebte seine Dominanz in immer wieder neuen Variationen von Autoritätsspielen aus. So gelang es ihm fast immer das Gegenüber durch Verwirrung in eine infantile Offenheit zu treiben. Dabei agierte er stets aus der Bewegung heraus, so wie es auch Kinder tun. Das machte ihn sympathisch und furchterregend zugleich. Auf jede Frage hatte er eine tief sinnige Antwort parat, deren Inhalt idealerweise eine neue Denkweise provozierte. Seine Ansichten und Meinungen, die ich so noch nie gehört hatte, konnte er äußerst überzeugend vertreten. Er schien mir sehr gebildet zu sein. Seine Erzählweise war lebendig und spannend.

Kaum tauchte er irgendwo auf versammelte sich um ihn herum sofort eine Traube von Frauen und Männern. Eifersüchtig wurde er bewacht, vor allem von seinen ihm am nächsten stehenden Frauen. „Vermutlich geht er nie auch nur einen Schritt alleine irgendwo hin,“

¹⁸ *ausgreifen* ist ein österreichisches Wort für eine geile, geschlechtsbetonte Umarmung zwischen Liebenden

dachte ich „sicherlich noch nicht einmal aufs Clo.“ Diese brisante Mischung von geliebten und ungeliebten Emotionen gab mir Vertrauen und machte mir Angst. „Der kann auch gefährlich sein,“ schoss es blitzartig durch meinen Kopf. „Was soll’s, er hat keine wirkliche Macht über mich. Ich bin freiwillig hier und kann jederzeit freiwillig wieder gehen.“

Der erste SD-Abend mit Otto Muehl war ein ekstatisches Fest. Die, die mit ihm am Friedrichhof angekommen waren, sprangen einer nach dem anderen in die Mitte und waren so locker und ekstatisch, dass ich mich beschämt und minderwertig fühlte. Das Niveau der Selbstdarstellungen erschien mir unerreichbar hoch. Zum Schluss des Abends sollten alle, die noch nicht in der Mitte waren, mindestens einmal kurz in die Mitte gehen. Etwa 100 Leute waren versammelt. In mir tobte ein Kampf des Vorpreschens und Zurückschreckens. Schließlich wagte ich den Sprung, lief im Kreis und Laute zwischen Schreien, Sprechen und Singen quollen aus meinem Mund. Ich wusste, immer wenn ich mich getraut hatte in die Mitte zu gehen, war ich danach sehr froh und fühlte mich viel integrierter als vorher in der Gruppe. Warum das so war, das wusste ich nicht.

Nach dem Abend fasste ich den Mut mich zu Otto vorzudrängeln, um ihn zu begrüßen und mich vorzustellen. Er stand in einem Pulk von Menschen am Eingang des . In seinem selbstgestrickten buntgeringelten Pullover, der blau-weiß gestreifter Latzhose, der langen Jeansjacke und mit seiner AA-Glatze wirkte er auf mich wie eine Mischung aus Säugling, Teddybär und Großmama. Er unterhielt sich mit den Leute um sich herum prächtig und immer wieder wurde laut gelacht. Behäbig gebaut luden seine männlichen Schultern zum Kuscheln ein. Mit breitem Grinsen und scharfen Augen blickte er mich prüfend an. Ob ich, ein weiteres dummes kleines KF-Mädchen, ihm wohl gewachsen war? Er nahm mich in den Arm. Verblüfft von seiner Weichheit und seiner Wärme ließ ich mich augenblicklich fallen. Ein lang entbehrtes Gefühl von väterlicher Geborgenheit durchströmte mich. Ich lehnte mich an ihn wie ein kleines Mädchen. Er aber forderte mich heraus als reife Frau und verstand es mir dies zu vermitteln, indem er mich geil ausgriff und mir charmante Komplimente machte. Das gefiel mir natürlich sehr. Ich fühlte mich geborgen, glücklich und wie zur Familie gehörend. Alle schauten auf mich und für einen kurzen Augenblick war ich Ottos Liebling.

Die Frauen und Männer um Otto wurden von allen mit großer Bewunderung und Hochachtung verehrt, denn sie hatten bereits das AA-Bewusstsein in sich vertieft, was bedeutete, die sexuelle Potenz fließen zu lassen, sozial Mittelpunkt sein zu können und sich locker und infantil mit der eigenen Schädigung in Kommunikation, SD und Analyse auseinander zu setzen. Otto galt als der gesundeste, der lockerste, der infantilste und geilste von allen, was sein ungehemmter kreativer Fluss bewies. Doch wollte ich mich ihm nähern, wurde er wahrhaft abgeschirmt von seinen Nächsten., Aus der Nähe betrachtet schienen mir die Menschen um ihn herum angespannt zu sein, eilig und voller Ehrgeiz. Wenn ich mich zu dicht an ihn heran bewegte, wurde ich von einigen unwirsch beiseite geschoben. Doch niemand hätte es gewagt mit den Ellenbogen seinen Platz gewaltsam zu verteidigen oder sich entsprechend vorzudrängeln, denn dann rief unter Garantie eine andere: „Aua“ und schon war Ottos Aufmerksamkeit dorthin gelenkt. Unbewusste, unterschwellige oder gar absichtlich ausagierte Aggressionen ließ er niemals zu. Da ging er dazwischen wie eine Furie und beschämte dermaßen, dass keiner einen Mucks nur wagte. Indirekte Aggressionen, wie Ignoranz und Hochmut existierten natürlich trotzdem. Auf jeden Fall war die neu angekommene Gruppe sehr mit sich selbst beschäftigt und ich fühlte mich in keinsten Weise willkommen in ihrem Kreis.

„Warum bleibe ich eigentlich hier?“ Diese Situation war weit entfernt von dem revolutionären Potential, dass ich noch vor kurzem empfand.

„Lass es laufen. Es werden sich schon Wege zeigen.“ Das Mädchen mit den Silberfäden zwinkerte mir zu. Das Mädchen mit den Silberfäden? Carmencita? Mein Schatten?. Wie lange war es her, dass ich sie erfand? Hatte ich sie überhaupt erfunden? Oder hatte sie mich gefunden? Ach, ich weiß nicht. Ich bin einfach keine gute Künstlerin. Alles ist so verwirrend. Traurig stütze ich meinen Kopf in meine Hände und vor meinem inneren Auge entstand ein mit Fäden lustig spielendes Mädchen mit wippendem Rock, das ich kaum erkennen konnte, weil es überall so hell war. Hin und wieder bildete sich aus ihren Körperumrissen ein Schattenriss, ähnlich wie ein Scherenschnitt sah er aus, nur bewegte er sich. Carmencita, mein Schatten, das Mädchen mit den Silberfäden verschwammen in Eins.

Ich war bereit. Ja, ich wollte eintauchen in dieses Abenteuer und das Leben in dieser außergewöhnlichen Kommune für mich ergründen. Doch ich fand keine Freunde hier. Alle blieben beim oberflächlichen ‚Hallo‘. Der Austausch in der SD war kein Austausch auf der zwischenmenschlichen Ebene, wie ich es gewohnt war. Ich wollte endlich mal mit jemandem über alles, was ich hier erlebte, reden und nicht nur schreien und gestalten. Das war mir zu wenig.

Und so begann der Sog der Gruppe schleichend seine Wirkung zu tun. Unwillkürlich begann ich Otto und seinen engsten Kreis zu bewundern, anfangs nur, um mich anzupassen, um eine von ihnen zu werden. Doch nach und nach pendelte diese Form der Bewunderung mangels echter zwischenmenschlicher Kommunikation zwischen Verehrung und Furcht hin und her. Ich bewunderte ihre klare Art, ihre hohe Kreativität und ihren scheinbar ungebrochenen Mut in der Öffentlichkeit aufzutreten um ihre Belange zu vertreten. Aber ich beneidete sie auch um ihre freundschaftlichen Kontakte untereinander. Und für meinen Neid schämte ich mich. Niemanden ließen sie freiwillig hinein in ihren Kreis. Sei waren eine Clique, fest aufeinander eingeschworen. Eine der ihnen zu werden, davon war ich weit entfernt. Gerne hätte ich mitgearbeitet am konkreten Aufbau dieser Gruppe. Doch das ließen sie nicht zu. Jeder hütete eifersüchtig seinen Job, wenn er nur leitend und verantwortlich war, um sich zu profilieren und um vom Otto gesehen, gelobt und geliebt zu werden. „Das ist doch auch eine KF-Schädigung, das ist doch Fixierung an Otto,“ maulte ich. „Ja, ja, ja.“ Abraxis lief hin und her und dann schüttelte er sich wie ein nasser Hund. „Brrrr ...“ „Bring es zuende.“ Carmencita tauchte auf, „und lerne, was es hier zu lernen gibt,“ und weg war sie.

So kam, was kommen musste: nur wenige Tage, nachdem ich Otto Muehl zum ersten Mal am Friedrichshof kennen gelernt hatte, stürzte ich emotional heftig ab. Ich fiel in meine KF-Schädigung. Ich begann zu projizieren wie eine Weltmeisterin und stürzte in eine immer stärkere Paranoia und Minderwertigkeit. Meine Ängste hatten mich fest im Griff. Ich kannte mich emotional nicht mehr aus. Eines Tages, ich stand auf dem Weg vor dem Schüttkasten, es war bereits Abend, hörte ich Otto und einige Frauen den Weg herauf kommen. Zutiefst erschrocken warnte mich mein erster Impuls: „Sofort verstecken!“ – Der nächste Impuls riet: „Nein, geh hin und schließ dich ihnen an, sie lachen doch.“ Der erste Impuls blieb hartnäckig: „Bleib bloß stehen. Wag dich nicht!“ Diese Drohung machte mir Angst. Die Angst war jetzt die Gelegenheit des ersten Impulses. Die Angst bot ihm den entscheidenden Zugriff auf mich. Der erste Impuls packte mich kräftig beim Schopfe und verdunkelte mir das Gehirn: „Versteck dich, los, Gefahr! Schnell, hier, im Akazienwald...“ Panikartig sprang ich in das kleine Wäldchen neben dem Fußweg und versteckte mich zwischen den dünnen Bäumchen. Ich zitterte, wie wenn da draußen meine ärgsten Verfolger auf und ab gingen und konnte mich kaum beherrschen. „Wenn mich bloß keiner sieht, die Bäume stehen viel zu wenig dicht.“ – „Nein, nein, dich sieht schon keiner,“ raunte der erste Impuls, der mich noch immer fest im Griff hatte „die Bäume stehen dicht genug.“ Plötzlich erschien mir das Wäldchen viel größer als vorher und da alles bereits im Zwielicht lag, sah mich tatsächlich niemand. Als die kleine

Menschengruppe lachend und scherzend im Gespräch vertieft vorbeigegangen war, kam ich zufällig pfeifend aus dem Wäldchen heraus, reihte mich ein und ging so selbstverständlich wie alle in den Schüttkasten zum SD-Abend.

Von diesem Ereignis erholte ich mich nur schwer. Erst Jahre später erfuhr ich, dass der Friedrichshof einmal ein Muster-Gutshof eines österreichischen Fürsten gewesen war, auf dem viele Menschen gelebt und gearbeitet hatten. Eines Tages wurde das ganze Gelände von Soldaten verwüstet. Alle Männer, Frauen und Kinder, die nicht fliehen konnten, wurden umgebracht. Alle Gebäude bis auf das Schulhaus, den Wasserturm und den Schüttkasten wurden zerstört. Seitdem hatte sich keiner mehr hier angesiedelt, bis vor einigen Jahren die Muehlkommune, diese wilde Wiener Urhorde mit dem Bürgerschreck Otto Muehl hier hergezogen war. So erzählten es die Leute. Doch darüber wusste ich damals nichts. Und ich wusste auch nicht, dass ich für solche Energien empfänglich sein kann.

Mir war dieses Erlebnis peinlich. Ich glaubte, ich sei dem Wahnsinn nahe und konnte und wollte mit niemandem darüber sprechen um mich nicht zu blamieren. Auch die SD war hierfür kein Mittel. So begann in mir eine Ängstlichkeit aufzusteigen, deren ich nicht mehr Herrin wurde. Ich verlor den letzten Kontakt zu den Leuten. Ich fühlte mich sehr einsam. Bemüht, mir nichts anmerken zu lassen, quälten mich Minderwertigkeit und Selbstzweifel. In nichts war ich gut genug. In der SD war ich mittelmäßig bis schlecht und brachte in meinen Augen nichts zustande. In der Aktionsanalyse kam ich viel zu wenig in die Tiefe und war danach oft heiser. Die Männer traute ich mich kaum um eine Verabredung zu fragen. Ich kam mir plötzlich wie eine Bittstellerin vor, statt einer selbstbewussten, geilen Kommunefrau. Viele von ihnen benahmen sich mir gegenüber von oben herab. „Die Männer sind in euren Strukturen immer die Herren. Wie sollte sich das so einfach ändern?“ Carmencita war mal wieder aufgetaucht, um mich mit ihren Belehrungen zu beglücken. „Weiß ich ja, aber trotzdem, es ist mein Gefühl, mein Auftreten ihnen gegenüber, was mich stört.“ – „Ja, ja, ja...“ sie verschwand. Ich tauchte ab in Paranoia und Selbstzerfleischung. Doch aufgeben wollte ich jetzt auf keinen Fall.

Dann bekam ich Fieber. Alle bekamen am Anfang Fieber. „Das ist dein unerfülltes Liebesbedürfnis. Du regredierst¹⁹ in einen kindlichen Zustand. Genieße es einfach. Danach geht es dir besser,“ erklärte mir Karola, die für die Gesundheitsorganisation zuständig war. Sie war Krankenschwester und kümmerte sich rührend und herzerfrischend um uns. Also lag ich fiebernd am Rande des SD-Saals auf einem der Hochbetten und ließ mich fallen.

Ich war nicht die Einzige, der es so ging. Viele machten ganz ähnliche Prozesse durch. Wir wurden mit den alten Geschichten unserer Kindheit und weit darüber hinaus konfrontiert. „Vor allem die Vaterprojektionen gilt es aufzulösen. Dahinter steckt immer der infantile Hass. Holst du ihn nicht hoch, bleibst du gehemmt. Aber sei niemals real in deinen Aggressionen. Deine Aggressionen sind deine Aggressionen. Betrachte sie auch so. Alle Aggressionen gehören in die Gestaltung,“ erklärte mir Hubert. Hubert war schon seit den Anfängen dabei und kannte Otto noch aus der Zeit, als sie zusammen Aktionen gemacht hatten. Was genau diese Aktionen waren, nicht einmal darüber wusste ich Bescheid.

Eine fröhliche, unbeschwerte Horde waren wir, die arbeitenden Gäste am Friedrichshof, nicht gerade. Jeder beschäftigte sich mit seiner Krankheit, mit tiefen, unbekanntem Gefühlen und mit dem Konflikt zwischen der Sehnsucht nach familiärer Vertrautheit und dem Anspruch, keine Zweierbeziehung zu leben. Es entwickelte sich keine Vertrautheit, keine familiäre Gruppe, die eine fehlende enge Beziehung zu einem Menschen ersetzt hätte. Es gab Massen

¹⁹ Hier: in die Kindheit, ins Unbewusste zurück gehen.

von neu eingezogenen, entwurzelten jungen Menschen, die nach etwas suchten, getrieben von dem inniglichen Wunsch, neue Wege zu gehen.

Hier schienen Otto und die 1. Gruppe eine Lösung entdeckt zu haben. Diese wollten wir erproben. Daran wollten wir teilhaben. Daran wollten wir mitwirken. Doch auch sie waren in ihren eigenen Prozessen so sehr verstrickt, dass ihnen nicht auffiel, welche Rolle sie in den Augen der neu Eingezogenen spielten. So flogen Projektionen hin und her. Und so mancher Kommunarde wurde höchst unfreiwillig zur Leinwand, um dann wieder selbst seine eigenen alten Geschichten in der unbewussten Rolle des Projektors auf die Leinwand einer anderen Person zu werfen. Die Rollen des schöpferisch Gebenden und Empfangenden gerieten immer wieder durcheinander. Der unbewusste Wunsch der Neuen nach Liebe, infantiler Anerkennung und familiärer Vertrautheit übertrug sich auf Otto und die 1. Gruppe. Diese grenzten sich gegen den Sog der vielen fremden Gäste ab, um in ihrem kleinen Kreis nicht selbst gesprengt zu werden. Daraus entwickelte sich unterschwellig eine Hierarchie, die bereits sehr früh schon das Klima zu vergiften begann.

Otto Muehl war der Analytiker und die Projektionsfigur für uns alle. Er hatte sich bewusst zur Verfügung gestellt uns zu helfen unsere Autoritätsfixierung und die damit verbundene Vaterprojektion aufzulösen. Dafür übernahm er die Rolle der Autorität, des Vaters und des Patriarchs und wir wurden bestenfalls infantil, also zum Kind ihm gegenüber. Über diese Spiegelung, so hoffte er, könne er einen Weg ebnen die Autoritätsfixierung aufzulösen und damit dem Faschismus den Nährboden zu entziehen. Aus seiner eigenen Lehranalyse und seine intensive Beschäftigung mit Wilhelm Reich leitete er diese Methoden ab. Als Werkzeuge für die Auflösung dieser Projektionen entwickelte er aus dem Aktionismus heraus, also aus der Kunst heraus, die Aktionsanalyse und die Selbstdarstellung und führte die freie Sexualität ein. So hoffte er über eine bewusste Lebenspraxis den Weg in eine neue, befreite Gesellschaft zu ebnen. Er war der Vordenker und Initiator dieser Gemeinschaft. Allerdings lag genau hier die große Gefahr für ihn selbst, nämlich seiner eigenen Lust auf Vormachtstellung zu verfallen, denn er unterlag ja ebenfalls kindlichen Vaterprojektionen, auch wenn er wesentlich älter war als wir. So überforderte er sich massiv.

Otto Muehl war ca. 25-30 Jahre älter als die meisten von uns. Er war im Dritten Reich unter Hitler aufgewachsen, hatte den Krieg durchlaufen, hatte auf Lehramt Deutsch und Geschichte studiert, war Aktionskünstler geworden, Erzieher für Schwererziehbare gewesen, hatte eine Lehranalyse durchlaufen und war entschieden, inspiriert aus dem Geiste der Kunst heraus diese Kommune mit den vielen jungen Leuten, auf der Basis seiner Gedanken und Ideen, seiner Erkenntnisse und Versuche zu gestalten. Allein die Kunst war für ihn für diesen Schritt die Wegweiserin. Die Freiheit, die der Kunst innewohnt strömte in die tägliche Kommunikation der Gruppe und machte diese so außergewöhnlich. Kunst und Lebenspraxis verschmolzen hier vielfach. Die Kunst aber ist kein All-Heilmittel.

Diese Voraussetzung hatte außer ihm keiner von uns. Wir entstammten einem anderen Zeitgeist, einer anderen Geschichte. Wir kannten weder Krieg noch Armut, kamen meist frisch von den Gymnasien oder Universitäten und waren alle, Mann wie Frau, verschult. Im Gefängnis der gesellschaftlichen Konventionen eingeschlossen, suchten wir den Ausbruch im Aufbruch. Es war der Geist der Freiheit, der tief in unserer Seele brannte und der uns hier so sehr vereinte. Diesen Geist spürten wir hier. Es ist der Geist der Freiheit, der jeder Schöpferkraft, jedem künstlerischem Wirken inne wohnt. Durchdrungen von diesem Geist war Otto Muehl. Diese Durchdringung strebten wir alle an. Dafür taten wir alles. Dafür setzten wir uns ein, lernten an uns zu arbeiten, verehrten Otto, eiferten und ahmten ihm nach und drohten dabei uns als Ich im Wir zu verlieren.

„Du hörst den Schrei deiner Seele.“ Carmencita war wieder da, gerade in dem Moment als ich mal wieder verzweifelt war über die Traurigkeit, die mich quälte. „Sie ruft dich sie zu befreien. Schau, wo sie sitzt.“ In dem Moment sah ich vor meinem inneren Auge den gefesselten und geknebelten Glanz einer schönen Fee meiner Kindheit. „Diesen Knoten zu lösen ist hier deine Aufgabe. Löse sie!“ Tschirpend flochten die alten Weisen das große Band, um uns einen Weg zu weisen.

Keiner wollte in das Feuer der Kritik von Otto geraten. Keiner wollte als negativ, Wichtel oder kleinfamiliengeschädigt öffentlich gebrandmarkt werden. Wirklichkeit und Projektionen verschwammen völlig ineinander. Nur die regelmäßig praktizierte Sexualität half mir meinen Kopf wieder und wieder aus diesem Dilemma hervorstrecken. Andere, Männer wie Frauen, strebten den engeren Kontakt zu Otto an, um sich selbst zu befreien. Ich hörte, wie sie sich darüber den Kopf zerbrachen, was sie Otto als nächsten fragen könnten, oder wie sonst am besten seine Aufmerksamkeit zu erreichen wäre, denn er hatte zur Jagd geblasen und jede wollte als erste mit ihm schlafen. Dieses Spielchen wollte ich nicht spielen. Es sollte nicht Otto sein, der mich rettete. Ich selber wollte es tun.

Mit der immer wieder neu geschürten inneren Wut, welche ich als solche nur selten erkannte und mit den anderen Gefühlen aus den Urgründen meines mir völlig unbekanntem Seins, geschah es Zug um Zug, dass mir meine Fähigkeit zu einem direkten, offenen und persönlichen Kontakt abhanden kam. So konnte es nicht weiter gehen. Ich brauchte Luft und so entschied ich mich den Friedrichshof zu verlassen. Ich bewarb mich für die Wiener Gruppe, zog um und arbeitete dort anfangs wieder in der Wäsche.

In der Wiener Praterstraße bewohnten wir im zweiten Hinterhof eines riesigen Mietshauses im 2. Stock eine Altbauwohnung. Es war die ehemalige Wohnung von Otto Muehl. Hier hatte vor einigen Jahren alles begonnen. Das alte Hinterhaus aus der Jahrhundertwende wirkte heruntergekommen und voller Geschichten auf mich. Mit seinen auffallend breiten Stiegen und vergilbten Stuckaturen an den Decken zeigte es einen morbiden herrschaftlichen Glanz aus alten Zeiten. Ehemalige Dompteure, Akrobaten, Tierpfleger, Seiltänzerinnen, Clowns und andere Mitglieder eines gerade erst aufgelassenen²⁰ Zirkusses lebten hier. So wunderte sich niemand über das stetige Kommen und Gehen bei den „Glatzerten vom Muehl“. Auch die abendlichen Selbstdarstellungen, die meist laut und lang verliefen, führten erst nach einer ganzen Weile wirklich zu Beschwerden. Dann aber kam der wohlbeleibte Hausmeister, Herr Wanzenböck, keuchend zu uns die Stiegen hinauf, um die Beschwerden zu übermitteln. Herr Wanzenböck lebte unmittelbar rechts neben der Toreinfahrt in einer kleinen Hausmeisterwohnung. Er war in meinen Augen ein freundlicher aber auch sehr eigenartiger Mann. Eigentlich war ein echtes Wiener Original. Er züchtete weiße Mäuse - oder waren es Ratten? Ab und zu entliefen sie ihm. Dann wurde er sehr aufgeregt und suchte alle Keller und Hinterhöfe, es war ein Haus mit 5 Hinterhöfen, nach ihnen ab. Manchmal half ihm einer von uns beim Suchen. Die Zirkusleute interessierte das nicht.

In der Wohnung wohnten mittlerweile bis zu 70 Leute auf ca. 120m². Wir hatten nur eine Toilette, vor der nach dem Essen eine lange Schlange stand, eine Duschkabine, die in der Küche neben dem vierflammigen Gasherd stand und als Waschbecken diente uns die Spüle der Küche. In allen Räumen waren Hochbetten eingebaut. Unter den Betten standen alte Metallspinde vom Militär, gefüllt mit Kleidung und Wäsche und die aus Lattenrosten gezimmerten großen Kästen für Socken und Unterwäsche. Im Flur unter den Hochbetten hatte der etwa 8-jährige Sohn von Otto aus seiner geschiedenen Ehe seine Kaninchen und Meerschweinchen untergebracht und eine kleine Spielecke. Otto bewohnte ein

²⁰ österreichisch, zu dt. aufgelöst

schlauchartiges, ca. 18 m² großes Durchgangszimmer zwischen dem langgestreckten Essraum und dem Büro. Es war ebenfalls mit einem Hochbett ausgestattet. Jeder Winkel der Wohnung war genutzt. Überall lagen und standen Matratzen und irgendwelche Gepäckstücke herum. Otto kam 1-2x die Woche nach Wien, um mit seinem Sohn zu spielen. Auch andere Leute aus der 1. Gruppe kamen öfter vorbei. So konnte ich sie etwas näher kennen lernen, weil sie hier auch mal alleine anzutreffen waren. Aber viel Kontakt gab es nie.

Das Gemeinschaftseigentum wurde hier radikaler gelebt als ich es vom Friedrichshof kannte, denn dort war ich nur ein arbeitender Gast gewesen und hätte jederzeit mein Geld wieder abholen können um auszuziehen. Hier aber wurde ich als vollwertiges Kommunemitglied aufgenommen. Die Wiener Gruppe lebte zusammen mit dem Friedrichshof im Gemeinschaftseigentum. Alles Geld wurde in eine Kasse geworfen und davon wurden alle Ausgaben bestritten. Jeder, der einzog, gab alles ab. Die Privatkonten wurden aufgelöst. Auch ich hatte keinerlei Eigentum mehr. Hier in der Praterstraße gab es nicht einmal mehr individuelle Kleidung. Bis zur Unterwäsche war alles gemeinsam. Schief ich zu lang, so erteilte mich unweigerlich das Schicksal nur noch durchlöcherter Socken und Männerunterhosen zu finden.

Das Zusammenleben in so einer großen Gemeinschaft auf engstem Raum bereitete mir anfangs viele Schwierigkeiten. Ich kannte die Leute kaum und konnte die Gesamtzusammenhänge einfach nicht überblicken. Ich fühlte nur, die meisten hier kennen sich untereinander schon viel besser, als ich sie kenne und, genau wie am Friedrichshof, wollten sie unter sich bleiben. So erkannte ich vor allem nicht die Strukturen hinter den Strukturen.

Nach aussen hin gab es in allen Gruppen der Kommune jeweils eine gewählte Hierarchie. Sie war linear strukturiert und durchnummeriert. Sie galt als reine Bewusstseinhierarchie und sollte flexibel gehandhabt werden, so dass jeder von uns mal auf jedem Platz sich ausprobieren konnte. Doch das geschah in aller Konsequenz nur im Mittelfeld.

Der Hierarchieplatz wurde öffentlich in der Gruppe gewählt. Als Kriterien galten kommunikatives, soziales und sexuelles Verhalten, künstlerischer Ausdruck in der SD und Beliebtheit. Die Ursprungsidee lag in der Tatsache begründet, dass es in allen Gruppierungen immer verdeckte Hierarchien gibt, was in der Regel zu unbewusstem Konkurrenzverhalten führt. In der Kommune sollte die Hierarchie offen gelegt und damit ins Bewusstsein gerückt werden. Nur wenn das Konkurrenzdenken in der SD und in der Kommunikation bewusst gestaltet wird, bleibt Hierarchie flexibel, denn bewusstes und unbewusstes Konkurrenzdenken zementiert den Fluss der Bewegung, weil jeder, der einen bestimmten Platz in einer Gruppierung erreicht hat, diesen auch festhalten will.

Die jeweils Obersten im Raum hatten die Aufgabe, die Leitung der Kommunikation, ob bei Tisch, in der Arbeitsgruppe oder am SD-Abend zu übernehmen. Die jeweils Unteren hatten die Aufgabe den Leiter zu unterstützen. So wurde in der Praxis ein Lehrer-Schüler-Verhalten als Rollenspiel gestaltet und trainiert. Zusätzlich gab es in den Arbeitsgruppen eine Hierarchie, die sich an der fachlichen Kompetenz und Qualifikation orientierte. Konflikte entstanden, wenn die beiden Hierarchien nicht überein stimmten.

Der Hierarchieplatz wurde von allen als Bewertung aufgefasst. In Folge fühlte wohl jeder sich abgelehnt, wenn er abstieg und im Gegenzug aufgewertet beim Aufstieg. Auch wurde die Hierarchie nicht danach gewählt, auf welchem Platz die jeweilige Person sich am wohlsten

fühlte, sondern wohin die anderen sie haben wollten. Sie war eine harte und unbestechliche Form der Bewusstseinschulung.

Wer seinen Platz verbessern wollte, hielt öffentlich eine emotionale Rede. In diesen Reden war es für jeden leicht erkennbar, welche Motive hinter der Bewerbung standen, denn Emotionen verraten sich immer und eine unbewusst politisch, schleimig oder zu geschliffen gehaltene Rede wurde ausgebuht. Da die Hierarchie als Spiel zu verstehen war, sollte sie keine realen, materiellen Folgen haben. Verliert man draußen in der Gesellschaft seine Position, dann bleibt man in der Schule sitzen oder fliegt gleich raus, wird aus dem Job gekündigt, das Gehalt wird gekürzt oder man geht Konkurs. Bei uns stand lediglich die Ehre auf dem Spiel. Das allerdings war sehr schmerzhaft. Da wir keine Zweierbeziehungen und damit auch keine intimen Freundschaften untereinander zuließen, fiel man beim Absturz in der Hierarchie meist in ein emotionales Loch und fühlte sich, ähnlich wie bei einer Trennung vom Partner, hier von der ganzen Gruppe abgelehnt und ungeliebt. Letztendlich war die Hierarchie ein knallhartes Instrument zur Selbstreflexion und half wohl jedem, der sich darauf einließ, mehr Souveränität sich selbst und anderen gegenüber zu entwickeln. Viele litten sehr unter der Hierarchie. Ich auch.

In dieser Hierarchie, auch „Struktur“ genannt, blieb Otto Muehl unangefochten bis zum Ende der Kommune der Erste. Die meisten aus der 1. Gruppe konnten sich jahrelang oben halten. Hier erstarrte, ganz im Ebenbild der Gesellschaft, der Fluss der Entwicklung zu einer Farce, denn sie alle hatten ihre Privilegien zu verteidigen.

In meiner Anfangszeit in Wien verlor ich mich nach wie vor leicht in aufkeimenden neurotischen Verhaltens- und Gedankenstrukturen. Es waren Spannungen, die mir unlösbar erschienen, ein dumpfes Gefühl, in Watte eingepackt zu sein, eine beständige Unfähigkeit, die vielen Ereignisse, Eindrücke und Begegnungen zu sortieren und zu klären. Ich versank in mir selbst und interessiert mich nur wenig für das, was um mich herum los war. Dauernd hatte ich das Gefühl, ich müsse mir erst einen Platz erkämpfen, um gehört zu werden. Gegen die Übermacht der Frauen zu kämpfen, davor fürchtete ich mich. Ich verlor mehr und mehr den Blick für die Gemeinschaft. Dafür konzentrierte ich mich, ohne es kontrollieren zu können, auf meine mir innewohnenden Gedanken und Gefühle, die in der Regel alles andere als positiv waren. Meist war es eine tiefe Trauer, ein Gefühl der Entwurzelung, der Hoffnungslosigkeit, Schutzlosigkeit, des Selbstzweifels und der Schwerkut, die mich peinigten. Nach aussen bringen konnte ich diesen Gefühlsstau nur selten. Ich versuchte es dennoch tapfer Tag für Tag in der SD. Doch ich fand die Gestaltungsebene nicht und verhedderte mich in realen Vorwürfen und Gekeife. Das wollte keiner hören, denn die SD diente auch dem künstlerischen Genuss des Zuschauers. Darin lag ein Teil ihrer großen Wirkung.

Diese täglichen Misserfolge in der SD stürzten mich noch tiefer in meine Minderwertigkeit. Das Aussen versank im Dunst der verschleierte Gefühle. Solche Leute wie mich nannten die Anderen „mumpfig“, „negativ“ oder es hieß: „sie schwimmt mal wieder weg,“ was ja auch stimmte. Am sozialen Zusammenleben konnte ich mich in diesem Zustand nur unter äußerster Anstrengung beteiligen.

Die freie Sexualität aber gefiel mir nach wie vor, ja, sie war meine Ventil, meine Rettung. Ich genoss es frei von allen Ansprüchen und Fixierungsspielchen in der vertrauensvollen Zweisamkeit mit dem Mann meiner Wahl zusammen zu sein, körperliche Liebe zu leben, ein wenig zu quatschen und seine Wärme, seine Nähe, seinen Körper zu spüren. Sexualität wurde bei uns 2-3x am Tag praktiziert. Für mich war der Verkehr ein Höhepunkt des Tages. Hier

lernten wir uns in einer sehr intimen Weise kennen. Nach dem Verkehr war ich entspannt. Und diese Entspannung löste in mir regelmäßig die Gewissheit aus, doch auf dem richtigen Weg zu sein. Es gab einen Ausweg, dem dumpfen, verspannten Gefühlsdusel zu entkommen. In diesen Augenblicken liebte ich die Kommune. Ich liebte einfach alle. Ich liebte die Art des Zusammenlebens, das Chaos, die vielen Versuche eine Struktur zustande zu bringen, die menschlichen Schwächen der Einzelnen, meine Arbeit, mein Leben.

„Sexualität ist ein Beitrag für den Frieden,“ brach es aus mir heraus. Ich lag in Christians Armen. Wir hatten gerade zusammen geschlafen. Es war kuschelig und warm. Christian stutzte und sah mich nachdenklich an:

„Wieso sagst du das?“

„Schau,“ ich zog das AA-Modell unterm Bett hervor, „Ich lese dir mal vor, was Otto geschrieben hat: „Sexualität verbindet den Menschen in direktester Weise mit der kosmischen Energie. Kosmische Gestaltung ist positiv und lebensbejahend, denn kosmische Gestaltung ist die Entfaltung der kosmischen Energie.“²¹ Und hier!“ Begeistert las ich ihm aus einem anderen Artikel vor: „„Es gilt für die künftige Entwicklung des Menschen über die freie Sexualität zur Freiheit des Menschen zu kommen.““²²

„Mmmmmh,“ murmelte er „klingt gut... , wenn das möglich ist... ,“. Sein Blick aber war in die Ferne geschweift.

Das erstaunliche an diesem Leben war für mich der äußerst schnelle Wechsel von tiefsten Gefühlszuständen. Es waren die Mittel und es war die Lebenspraxis, die hier erfunden worden waren, die mich zwar immer wieder in neue, tiefe Löcher warfen, die mir aber auch halfen, diese wieder zu verlassen.

Dennoch brauchte ich mehr Zeit für mich. Ich wollte einfach noch mal über alles nachdenken. So bewarb ich mich für einen anderen Job und begann schon bald in einem unserer Wiener Jeansläden, dem AA-Magazin, zu arbeiten. Durch diese Arbeit hatte ich die Chance auch mal alleine zu sein. Das tat mir gut. So kam ich nach Monaten endlich wieder zur Besinnung und zu mir selbst zurück. Durch die Gespräche mit den Kunden über unser Leben begann ich Stück für Stück den theoretischen Hintergrund dieser Kommune zu erfassen. Vieles erfuhr ich zum ersten Mal von den Wiener Kunden. Der Otto sei ein berühmter Künstler, hieß es, er habe schonmal wegen der Kunst im Knast einsitzen müssen. Die Kommune war in Wien in aller Munde. Die Leute von der Kommune würden immer mit Schnullern herumlaufen, sogar in der Tram seien sie so schon gesehen worden, erzählten die Leute. Die Kommune wurde wie eine Art Urhorde angesehen und der Muehl würde dort andauernd Orgien feiern. Das sei so in der Presse gestanden, sagten die Leute. Viele Wiener würden sich deshalb für diese Kommune sehr schämen, sagten sie und der Muehl würde überall hinter vorgehaltener Hand „der Schweinemühl“ genannt, weil er ja schon mal ein Schwein auf der Bühne geschlachtet habe, damals, bei den Aktionen. Natürlich erfuhr ich auch, wer alles schon mal am Anfang in der Praterstraße gewohnt hatte und wie das Ganze überhaupt anfing, aus der Sicht der Wiener Szene. Da gab es viel zu lachen und zu scherzen. Sie fragten mich, wie ich als Deutsche dazu käme in Wien zu leben und wie es denn dort in der Kommune wirklich sei. Das alles wirkte auf mein Gemüt sehr beruhigend. Zum ersten Mal kochten meine Gefühle wieder runter und ich erkannte, auch hier wird, wie überall, nur mit Wasser gekocht. Aber in was für einem Jahrhundertexperiment war ich hier eigentlich gelandet?

Es wurde für mich Zeit mir selbst noch einmal klar zu werden, warum ich hier eigentlich lebte und ob ich hier wirklich bleiben wollte. Einiges von meiner vorherigen Freiheit vermisste ich:

²¹ Das AA Modell S.166-169, O.M.: AA Kosmologie (1975)

²² Das AA Modell S.176-180, O.M.: AA Menschenrechte (1976)

meine Züge durch die Natur, das Gefühl, frei zu sein und machen zu können, was ich wollte ... aber das war auch schon alles. Ich wollte etwas bewirken in meinem Leben, ja, es war mir ein Anliegen. Ich wollte mich ausdrücken lernen, das fühlte sich an wie ein großes Muss. Dafür aber war es unbedingt notwendig innerlich frei zu werden, frei von diesen Projektionen, Spannungen und dieser Paranoia. Also war es notwendig den Kontakt zu allen AAlern wirklich aufzunehmen und ein Zusammenleben mit ihnen weiter zu erproben. Außerdem hatte ich noch immer den Traum, in einer großen Wahlfamilie, in einer friedlichen und freien, stammesähnlichen Gemeinschaft einmal mein Kind zu gebären. War ich bereit hier zu bleiben und mich wirklich einzugeben?

Es war die Endzeit von Fluxus, Wiener Aktionismus und Happening. Es war die Zeit, in der die angerissenen Ideale im Sumpf der gesellschaftlichen Zwänge wieder zu versinken drohten, als hier, in der Wiener Praterstraße die Zeit der großen Experimente begann. Ich spürte, wie Ottos Idee, Privates aufzulösen, selbstbegrenzende Tabus zu überschreiten und sich mit Haut und Haar in die Gestaltung einer neuen Lebensgemeinschaft einzugeben, die Gedanken aller KommunarInnen wie feine Fäden durchzog. Gesponnen aus einer tiefen, unerklärlichen Uridee verbanden sie uns wie Schicksalsfäden. Ich erfuhr, für den Künstler Otto Muehl entwickelte sich exakt an diesem Ort aus dem Wiener Aktionismus heraus die gelebte Praxis der Kommune. Als Mitstreiterin war mir Ottos Kern als ein aufrichtiger Visionär vertraut. Ich nahm ihn in seinem Ansinnen sehr ernst. So wurde auch ich angesteckt im Ausdruck mich zu üben. Doch im ersten Anlauf wollte ich so mit den vorgefundenen Strukturen, die mir zu starr und allzu einengend erschienen, nicht leben, ohne etwas selbst zum Ganzen beigetragen zu haben. Ich spürte den Wunsch, alles zu offenbaren, alles zum Ausdruck zu bringen, was in meiner Gedanken- und Gefühlswelt sich blockierend auszubreiten drohte und die Charakterpanzerung nicht länger mein Leben bestimmend wirken zu lassen. Und ich war nicht alleine damit. Der Anfang ist offen, dann wird es vollbracht. Doch die Offenheit stand nach wie vor in diesen Räumen. Am Friedrichshof war das anders. Hier lag die Wurzel des Geschehens. Ein tiefer Schleier des Verstehens verband und trennte mich mit dieser Uridee.

So forschte ich, was diesen Mann in seinem Leben so befreite. Da fiel, wie durch Zufall fein geführt, ein Manifest, vor Jahren schon von ihm erdacht und aufgeschrieben, als einfacher Matrizendruck²³ in meine Hände: ZOCK, Aspekte einer Totalrevolution²⁴. „Es hat keinen Sinn, die Gesellschaft zu verändern, man muss eine eigene machen. Außerdem kann man die Gesellschaft nur verändern, wenn man zuerst sich selbst verändert, wenn man seine ganze Existenz in die Waagschale wirft, auf alle bürgerlichen Bequemlichkeiten verzichtet und sich kritisch mit sich selbst auseinandersetzt.“²⁵

Fasziniert und voller Bewunderung verschlang ich es, Zeile für Zeile. Es war ein mutiges Schriftstück, aktionistisch und radikal formuliert. So etwas hatte ich noch niemals zuvor gelesen. In diesem Werk rief er nicht nur die Gesellschaft auf, sich auf die Schlachtbank zu legen, sondern er rief jeden Einzelnen auf, sich selbst in die Waagschale der Kritik zu werfen. ‚Wer aber ist schon frei? Wir werden es tun! Wir kämpfen mit den Mitteln der Kunst.‘ So etwa sinngemäß stand es dort geschrieben. ‚Eine Revolution hört niemals auf, ist immer in Bewegung.‘

Gleich das erste Kapitel trug die Überschrift: „Regression - eine Möglichkeit der Änderung einer geisteskranken Gesellschaft.“²⁶ Regression, darum ging es in allen SDs, in allen

²³ Vervielfältigungsmethode durch eine einfache Maschine, Vorläufer des Kopierers. Viele Flugblätter und sogenannte Raubkopien wurden damit gedruckt.

²⁴ Otto Muehl, ZOCK, Aspekte einer Totalrevolution, 1966/71,

²⁵ Otto Muehl, ZOCK, Aspekte einer totalrevolution 66/71, Text hier entnommen MAK Katalog S. 197

²⁶ ZOCK Manifest 66/71, S. 1

Seite 19 von 64

7.+8.Kap_MeinLeben_in_derMuehl-Kommune_fini_korr.doc

Analysen, in der Kunst überhaupt: zurück zu kehren auf die kindliche, spielerische, schöpferische, innerlich frei agierende Stufe, frei von den ewig zensierenden Gedanken und Ansprüchen. Das aber bedeutet auch, dass ZOCK von jedem Mensch fordert, sich der Kritik zu stellen, denn alle Menschen tragen das Wichteltum ins sich und wie, wenn nicht gemeinsam, können wir dem begegnen.

Ich war entschieden, aktiv diese Gemeinschaft mit zu gestalten und dafür wollte ich, ganz im Stile dieses Manifestes, meine innersten Gefühle, meine Vermutungen, meine Bedenken, meine Kritik, mein Missfallen, meine Aggressionen, meine Bedürfnisse und meine Vorstellungen in eine mich selbst befreiende, radikal alle Tabus brechende Form bringen. Ich wollte unter allen Umständen verhindern, dass sich die „Geisteskrankheit der Gesellschaft“, die sich ja bekanntlich längst im Verhalten von uns allen fest verankert hatte, diese Kommuneidee weiter infizierte, denn dass sie bereits infiziert war, das war mir klar und ich war sicher nicht die Einzige, die das so empfand. Zwischen diesem Manifest und der Umsetzung klaffte bereits eine Spalte. Und so begann ich inspiriert durch ZOCK mich frei zu schreiben. Die Geisteskrankheit der Kommune floss wie von selbst aus meiner Feder. Ich weiß nicht warum, sie floss einfach so heraus.

Es war schon fast zu spät! Schnell warf ich die losen Blätter meines Skripts auf einen Haufen. Ich wusste, Otto würde heut' nicht kommen, so dass der Schreibtisch nicht ganz frei sein musste, denn außer mir wird keiner ihn die nächsten Stunden brauchen. Schnell stürmte ich die Stiegen runter auf die Straße, um an der Straßenkreuzung links, die 2. rechts, die Eisentür des alten Kellerraumes aufzuschließen. Ich hatte Ladendienst. Die Öffnungszeiten mussten eingehalten werden. Wie durch Zauberhand vergaß ich schnell, was ich geschrieben hatte. Ich räumte auf, putzte, kürzte Hosen für die Kunden und bediente im Geschäft. Die Stunden flogen wie Tage dahin.

Das Telefon klingelte.

„Hier ist Otto. Birgit?“

Mir klopfte das Herz. „Ja...“

„... komm sofort nach Hause!“ Seine Stimme klang erregt.

„Was ist passiert?“

„Du hast mir einen Brief geschrieben.“

Ich konnte mich im ersten Augenblick an nichts erinnern, wollte mir aber die Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch mit Otto nicht entgehen lassen und antwortete deshalb verbindlich. „Ich kann jetzt leider nicht. Bist du heute Abend noch da?“

Ein widerwilliges „Kann schon sein. Ich muss morgen noch mal zum Zahnarzt,“ kam zurück.

„Ich komme sofort nach Ladenschluss.“

„Baba, Bussi.“ Wir legten auf.

Ich war unglaublich aufgeregt. Das hatte ich locker hingekriegt. Dennoch, kalter Schweiß benetzte meine Haut, wie unangenehm. „Er ist doch nicht mein Vater und er hat keinerlei Macht über mich.“ Ich hatte schwer mit meinen diffusen infantilen Autoritätsängsten und mit meinem Wunsch als Frau mit ihm zu schlafen zu kämpfen. Das ärgerte mich sehr.

Noch bevor ich mir ein Abendessen holen konnte, stellte er mich in der Küchentür zur Rede:

„Du hast mir einen Brief geschrieben.“

„Ich? Nein, nicht dass ich wüsste.“

„Oh doch, ich habe ihn auch gelesen.“

Ich konnte mich beim besten Willen nicht erinnern, um was es ging. Das er meine Tagebuchnotizen gemeint haben könnte, daran dachte ich überhaupt nicht.

„Du hast die erste Frau beschimpft und du hast den Dietmar und den Schulze und...“

Mit dämmerte etwas. Er muss meine schriftstellerischen Übungen von heute morgen gelesen haben.

Was regt er sich auf? Ihm, dem weltberühmten enfant terrible²⁷ fehlten die Worte - oder war ich ihm ins Wort gefallen?

„Meinst du die losen Blätter? Das ist mein Tagebuch. Wo hast du sie gefunden?“

„Nicht dein Tagebuch,“ wettete er wieder los, „ein Brief an mich, du hast mir einen Brief geschrieben.“

„Das habe ich nicht.“

Und wenn schon, dachte ich bei mir, was soll diese Aufregung?

„Ohhh doch!“

„Wo soll der denn gelegen haben? Auf dem Schreibtisch, unter den Hochbetten? Da habe ich heute morgen mein Tagebuch und einige lose Blätter hingelegt. Ich wusste nicht, dass du kommen würdest und den Tisch brauchst. Ich hätte ihn sonst frei geräumt.“

„Darum geht es nicht. Der Inhalt, es geht um den Inhalt deines Briefes an mich.“

Um den Inhalt? Wenn er meinen Schreibstil kritisiert hätte, er, der von mir so sehr bewunderte Verfasser des ZOCK Manifestes, das hätte ich mit Kuschhand angenommen, aber der Inhalt! Den real zu nehmen ... hier nicht die Gestaltung zu erkennen ... Form und Inhalt zu verwechseln, beleidigt zu reagieren, ... so real ..., ... so angefahren ..., ohne jedes Bewusstsein, dass es seine eigenen Gefühle sind, seine eigenen Aggressionen, die er hier spürte..., das war bitter... und es war ernüchternd für mich. Diese Reaktion hätte ich von ihm, den ich so sehr als Mann, als Künstler und als positive Autorität²⁸ angenommen hatte, diese Reaktion hätte ich von so einem tollen Mann nie erwartet. Ich konnte und wollte es einfach nicht glauben.

„Also 1. habe ich dir keinen Brief geschrieben und außerdem habe ich eine Schreibübung gemacht nach deinem ZOCK Manifest. Das Ganze hatte ich auf dem Tisch liegen gelassen, weil eigentlich keiner von euch heute kommen wollte. Das ist Fakt.“

„Der lag nicht auf dem Schreibtisch, er lag im Papierkorb.“

„Im Papierkorb?“ Ich war sprachlos. „Wie ist der Text denn dahin gekommen?“

„Bertha hat ihn mir gegeben. Sie hat ihn im Papierkorb gefunden.“

„Dieses Biest. Wie sie sich immer bei ihm einzuschleimen versucht. So blöd kann doch kein Mann sein, das nicht zu erkennen. Sie ist so falsch, wenn sie flötet: „Hallo Otto, meine Mutter hat wieder ein frisch gebackenes Brot für dich geschickt. Du isst das doch so gerne...“ Und immer hat er es wortlos angenommen. Dabei ist sie so dermaßen hässlich.“

„Der Brief lag auf dem Schreibtisch, als ich in den Laden ging.“

Ich fühlte mich erstaunlich gelassen. Jegliches fremdeln, jede Form von Autoritätsängsten, Projektionen oder anderen ungunstigen Gefühlen waren wie weggeblasen. Ich stand ihm hier im dunklen Küchentürrahmen gegenüber, fassungslos, einem alten, gekränkten Mann mit österreichischem Akzent, den ich heute morgen noch so sehr bewundert hatte.

„Na also, du hast also doch einen Brief geschrieben. Das hast du ja gerade eben selbst gesagt.“

Wie kleinlich er ist. Wie einfach im Gemüt.

„Was für eine Sauerei, so etwas zu schreiben. Das ist ja das allerletzte. Du solltest ausziehen. Die Kommune ist nichts für dich.“

Was ist das? Er kann Kunst und Wirklichkeit ja selber nicht unterscheiden. Ganz ruhig versuchte ich mir noch einmal den Text in Erinnerung zu rufen.

²⁷ „schreckliches Kind“, eine Bezeichnung für einen Rebellen, ein leibhaftiges Schreckgespenst der bürgerlichen Gesellschaft „der seine Umgebung durch unangebrachte Offenheit in Verlegenheit bringt oder sie durch sein Verhalten schockiert.“ (Duden 5, Das Fremdwörterbuch, 1974)

²⁸ Otto Muehl führte den Begriff der *positiven Autorität* ein, mit dem er eine Autoritätsperson vom *autoritären Schwein* abgrenzte. Die positive Autorität war Pädagoge, Therapeut, positive Vater- bzw. Mutterfigur und war immer schöpferisch, infantil und geil.

„Es war, wie gesagt, ein Schreibexperiment, eine Selbstdarstellung auf Papier, ein Versuch, im Stil des ZOCK Manifestes meine ...“

„Wie kannst du es wagen mein Manifest so in den Dreck ...“

Otto schnappte nach Luft. Am liebsten hätte er mich körperlich angegangen, so sauer war er. Tatjana kam dazu. „Was ist passiert?“

„Misch dich nicht ein. Sie hat mir einen sehr schlechten Brief geschrieben. Unterstes Niveau. Sie hat die Kommune angegriffen. Euch alle hat sie in den Dreck...“

Tatjana, eine kleine, rebellische Frau der ersten Kommunestunde, wurde neugierig: „Kann ich ihn lesen?“

Tatjana war lange die 1. Frau neben Otto gewesen. Dann zog Clarissa ein und machte ihr den Platz streitig. Das hatte Tatjana Jahre lang schwer zu schaffen gemacht. Immer wieder rebellierte sie offen gegen Otto und Clarissa. In der Hoffnung ihre Aufmerksamkeit für mich gewinnen zu können, sagte ich, nicht ohne inneren Stolz: „Es war ein Schreibexperiment, eine Selbstdarstellung auf Papier. Es war angelehnt an Ottos ZOCK Manifest. Otto glaubt, es sei an ihn ein Brief gewesen, aber die Bertha ...“

Otto unterbrach mich schnell. Jetzt bloß keine Rivalitäten unter den Frauen aufkommen lassen: „Nein, ich habe ihn vernichtet. Ein so schlechter Brief. Der verdirbt den Charakter. ...“ „Otto,“ Tatjana versuchte ihn zu beschwichtigen: „das wäre doch interessant gewesen, so einen Text zu lesen, angelehnt an dein ZOCK Manifest ... das ist doch eine gute Übung. Und ... so schnell verdirbt uns schon nicht der Charakter. Wir könnten uns doch daran schulen.“

„Wie kannst du es wagen so etwas für Kunst zu halten.“ Otto tobte. Die Situation am Eingang der Küche wurde immer bizarrer.

„Und du, Tatjana, sei ruhig!“ Otto wurde richtig zornig und sein Zorn schlug um in Gehässigkeit. „... du, Tatjana, du ...,“ er schnappte nach Luft und fuhr dann etwas ruhiger und gefasster aber dafür um so gefährlicher fort:

„Du hast mit Blut „Vatermörder“ an die Wand geschrieben!“

Tatjana wurde rot vor Wut: „Erstens war es kein Blut sondern rote Farbe und zweitens stand da ... – du hast selbst gesagt und außerdem habt ihr früher im Aktionismus diese Wohnung hier mit ganz anderen Materialien zugeschmiert und jetzt soll ein Schriftzug schon das ist spießig von dir Mief“

Beide begannen ein schon seit längerem immer wieder aufkeimendes Streitgespräch und verließen mich und die Küchentür. Sich gegenseitig beschimpfend, gingen sie zuerst in das Zimmer mit dem Schandfleck an der Wand, um sich dann in Ottos Zimmer zurück zu ziehen.

Was war das für ein Irrsinn. Noch vor einigen Tagen hatte er Tatjanas Impulsivität, ihre schöpferische Freiheit und ihre Fähigkeit ihre Emotionen zum Ausdruck zu bringen hoch gelobt. Sie sei auf dem Weg zur Aktionskünstlerin, hatte er gesagt. Und jetzt regte er sich über die gleiche Aktion auf wie ein echter Wichtel, nur weil sie mit irgendetwas Rotem dick und fett Vatermörder an die Wand über einem fremden Bett geschrieben hatte. Ich kannte den Schriftzug. Er stand bis vor einigen Tagen über Maritas Bett an der Wand, genau dort, wo die Aktionisten in den 60iger Jahren einige der berühmtesten Aktionen gemacht und gefilmt hatten. Der Schriftzug war nichts Besonderes, nur Marita hatte sich furchtbar aufgeregt, weil sie darunter schlafen musste. „Ich habe Angst, ich kriege davon Alpträume,“ schimpfte sie und Tatjana entgegnete, dass die Aktionen viel ekelhafter gewesen seien als ihr Schriftzug und wenn sie so einen Ekel hätte, dann solle sie lieber mal eine Analyse machen. Marita hatte sich dann bei Otto beschwert und Tatjana musste ihren Schriftzug mit weißer Wandfarbe übermalen. Aber das Rot ließ sich nach einmaligem Streichen nicht sauber abdecken. Marita beschwerte sich erneut und Tatjana weigerte sich ein weiteres Mal den Pinsel in die Hand zu nehmen, weil sie das Ganze für zu spießig hielt. Sie warf Otto vor, Partei für eine Frau zu ergreifen, die in ihrer Bewusstseinsentwicklung ihr, Tatjana, weit unterlegen sei. Das hätte

Otto doch selbst gesagt. So nahm der Streit seinen Lauf. Dreckwäsche, das übliche, wie in allen Wohngemeinschaften, nur die Thematik war anders gelagert und die Emotionalität wurde viel intensiver ausgelebt.

„Also eins ist klar, wir haben alle viel zu lernen um unsere Schädigung aufzuarbeiten,“ sprach ich zu mir und summt: „I am a fool, you are a fool, wie are all fools.“ Damit verließ ich ebenfalls die Szene.

Ottos Rache erreichte mich einige Wochen später. Ich stand gerade in der Küche und machte den Abwasch als er hereinkam. Unmittelbar zuvor beim Essen hatte er zu einzelnen Leuten prophetische Worte gesprochen, wie lange sie jeweils noch brauchen würden, um aus ihrem depressiven, unbewussten Sumpf heraus zu kommen und freie Lebensgestalter zu werden. Er selbst habe gerade erst seinen Weg aus dem Sumpf²⁹ in einem Buch veröffentlicht.

„Eigentlich sollten alle so ein Buch schreiben,“ meinte er, „aber nur die allerwenigsten werden dazu in der Lage sein.“ Natürlich war ich höchst neugierig, welchen Zeitraum er mir wohl prophezeien würde. Doch zu mir sagte er nichts. So ergriff ich, hier in der Küche, als er sich über das Spülbecken beugte, um sich die Hände zu waschen, die Gelegenheit beim Schopfe: „... und wie lange brauche ich?“ – Otto drehte seinen Kopf nach links und blickte mit einem kurzen, vernichtenden Blick zu mir hoch. Dabei ließ er das Wasser weiter über seine eingeseiften Hände laufen. Er sagte: „Duuuuu ...?“ Dann ging er zum Handtuch, trocknete sich die Hände ab, stellte sich rechts hinter mich, so dass ich, die ich wieder am Spülbecken meine Arbeit aufgenommen hatte, mir den Hals nach ihm verrenken musste, wollte ich ihm in die Augen sehen. Locker sich die Hände trocknend, sagte er: „Du ... bist so wahnsinnig, dass du mindestens 10 Jahre brauchen wirst.“ Schweigen. Ich war schockiert. 10 Jahre! Dieses Urteil hatte bei Tisch nur ein Mann bekommen und der war wirklich sehr verdreht. „Wenn du es überhaupt schaffst.“ Mit diesen Worten verließ er die Küche.

Die Macht dieser Worte schlug in mich ein wie der Blitz eines donnernden Gewitters und entflammte das Feuer meiner Seele. Alle durchdachten Möglichkeiten trafen also nicht zu. 10 Jahre! Das ist eine wirklich lange Leidenszeit. Wogen längst verloren geglaubter Bilder alter Zeiten des sich ungeliebt fühlenden kleinen Mädchens schlugen über mir zusammen. Gnadenlos war ich nun ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Glückseligen um Otto, ein Häufchen Elend. Versagt hatte ich und war ohne Hoffnung. Wie das Feuer die Seele, so verbrannte der Geist mein Handeln. Nichts sollte mir mehr gelingen. Alles blieb ohne Sinn und Verstand. Ich fühlte mich wie damals mit 15, ein hässliches Entlein. Zu weit in der Ferne lag die Zukunft, in der ich eine weiße Schwänin stolz auf dem Wasser schwimmen sah.

„Die Macht des gesprochenen Wortes kann fatale Folgen aber auch heilende Wirkung zeigen.“ Carmencita, mein Schatten war wieder da. „Das hier ist gefährlich. Das könnte sich zu einer „selffullfilling prophecy“³⁰ ausweiten. Sei bloß vorsichtig!“

„Dich kann ich jetzt gar nicht brauchen,“ entgegnete ich höchst ungehalten. Nichts wollte ich mehr von ihr hören. Nichts wollte ich mehr hören von Etwas, was nicht Normal sein konnte. „Es ist eine große Ungerechtigkeit, dass ihr so tut, wie wenn es uns nicht gibt.“ Carmencita schmolte und wandte sich ab. Abraxis tröstete sie und tröstete mich. Doch sprechen wollte er nicht.

Wie von Sinnen irrte ich die nächsten Wochen durch die Flure. An Auszug war nicht zu denken. Hier musste ich durch. Doch beinahe verschluckte ich mich, denn wie ich mich vor der Macht meiner verworrenen Gedanken schützen sollte... ich hatte keine Ahnung. Einsam

²⁹ Otto Muehl, Weg aus dem Sumpf, AA Verlag (1977)

³⁰ E. Erikson? Sich selbst erfüllende Prophezeiung: „Pass auf, du fällst gleich“ Der Sturz wird kommen Seite 23 von 64

kämpfte ich gegen etwas, was sich wie ein tiefes Verlorenes anfühlte. Immer dem Heulen nahe ging ich den Leuten aus dem Weg, fühlte mich wie eine Aussätzige, wie eine vom Aussatz behaftete, wie eine dem Aussatz verhaftete. Wurde ich ausgesetzt? Schnitten mich die Leute oder schnitt ich sie? Was hatte ich nur? Spinne ich oder spinnen die? Redeten sie über mich hinter meinem Rücken oder meinte ich das nur? Lauschend mit dem Ohr an verschlossenen und halb geöffneten Türen konnte ich sie nicht überführen. Wie wichtig nehme ich mich nur! Ich bin hier nur eine von vielen. Vermutlich reden sie nicht einmal über mich. Ich bin ihnen gar nicht wichtig! Und doch bin ich in meiner Wahrnehmung absolut die Wichtigste.

In der Wohnung war für mich kein Platz mehr. Natürlich hatte ich hier mein Bett, meine Klamotten, meine Aufgabe, hatte etwas zu Essen, konnte mich verabreden mit den Männern, ja das schon, aber atmen konnte ich hier nicht. Klitzeklein musste ich mich machen, all meine Energien einfahren. Was halfen mir die SDs, die Analyse – das waren Sondersituationen. Außerdem kam ich sowieso nicht auf den Punkt dabei. Ich wollte im Alltag leben und wollte im Alltag gestalten. Doch das ging nicht. So wie ich die Situation wahrnahm, so war sie für mich wahr. Dem Irrsinn noch nicht ganz erlegen, merkte ich bald, im Laden und überall draußen auf den Straßen von Wien ging es mir besser. So waren die Realitäten das, was mich letztendlich befreite und ich ließ los, was mich quälte, ohne es noch ein weiteres Mal benennen zu wollen.

Die Entwicklung in der gesamten Kommune verlief rasant. Viele neue Leute zogen ein. Neue Stadtgruppen im Ausland gründeten sich. Die Wiener Gruppe schmolz zusammen. Lediglich etwa zwanzig Leute, später nur noch fünf blieben übrig. Sie galt als Abstellgleis, eigentlich schon mehr als eine WG der Kleinfamilie. Otto verfolgte immer wieder den Ansatz, uns aus der AAO auszugliedern, weil wir uns seiner Ansicht nach zu sehr von den kollektiven AA-Kriterien entfernten und zurück zu fallen drohten in das Kleinfamilienbewusstsein. Eine AA-Kommune-Gruppe unter 30 Leuten war undenkbar für ihn. Vermutlich aber fürchtete er, dass wir seiner Kontrolle entglitten. Doch viele waren dagegen, wir, weil wir bleiben wollten und Leute vom Friedrichshof, weil sie die Wohnung für sich als Rückzugshort brauchten, wenn sie sich Termine in Wien organisiert hatten. So entwickelte sich in der Wiener Praterstraße eine sehr private, vertraute, kleine Gruppe. Wir machten unsere SDs oder auch nicht. Wir gingen unserer Arbeit in den AA-Magazinen nach, denn diese legitimierte unseren Aufenthalt hier. Wir nahmen jedes Wochenende am Friedrichshof an der freien Sexualität teil und entwickelten so unsere Freundschaften hier wie dort. Otto sah ich nur noch aus der Ferne, das Geschehen am Friedrichshof interessierte mich nur noch marginal. Ich hatte meine Individualnische gefunden, von der aus ich beobachtend hier bleiben konnte, ohne allzu sehr in den Sog hinein gezogen zu werden.

Das Leben entspannte sich für mich. Mein Rhythmus kehrte zurück. Weit weg vom Kontroll- und Leistungsdruck des Friedrichshofs und doch nah genug, um den Kontakt zu halten, genoss ich es in Wien zu leben, zusammen mit den mittlerweile neu gewonnenen Freunden, denn in dieser Zeit fand ich endlich Freunde unter denen, die wie ich, an der Basis lebten, nämlich weit genug unten in der allgemeinen Hierarchie.

Meine Verantwortungsbereiche in der Arbeit, die gemeinsame Sexualität, die SDs und der große Wunsch, nicht länger der Spielball meiner eigenen Gefühle zu bleiben, festigten meinen Entschluss nicht auszuziehen, sondern stattdessen die Herausforderungen jeweils auf dem Platz anzunehmen, wo ich gerade war. „Du nimmst dich eh überall selbst mit hin,“ dachte ich bei mir, „da kannst du genauso gut hier bleiben und lernen in direkter Konfrontation deine Autoritätsprobleme zu bearbeiten und aufzulösen.“ Wo sonst hätte ich eine vergleichsweise

Chance gehabt. Hier lebte ich geschützt im Planspiel einer Gruppe mit Gemeinschaftseigentum und damit frei von materiellen Sorgen, mit freier Sexualität, die mich beflügelte und mit den hohen Werten der Kunst, die ich ganz neu für mich zu ergründen begann. Otto war als Lehrer sehr streng und herausfordernd und ließ keine eigenen künstlerischen Wege zu. Das war mir Recht, denn ich suchte die ersten Schritte nicht im Geniestreich meiner eigenen Kunst – ich hatte ja bekanntlich auch kein Genie – sondern im Nachahmen und im Üben, also in der Form des Lernens, wie ich es in der Schule gelernt hatte. Hier wie dort war das Aufspüren der ureigensten Schöpferkraft nur im vorgegebenen Rahmen gefragt. Otto verwarf die Rolle der Kunst, so wie ich sie kannte und erweiterte sie auf alle Lebensbereiche. Somit war sie nicht länger begrenzt auf die vorgesehenen künstlerischen Medien für die immer eine hohe Sonderbegabung vorausgesetzt wurde. Diese Befreiung der Kunst von dem sie begrenzenden Genietum war auch meine Befreiung. Der schöne Schein der Kunst wurde durch ihn radikal in Frage gestellt. Kunst floss überall in die Wirklichkeit mit ein. Die Bewältigung des Alltags wurde als eine Gestaltungsaufgabe begriffen.

Mein Medium war nicht die Malerei, Bildhauerei, Musik, o.ä., mein Medium war die Realitätsbewältigung. Hier fühlte ich für mich die höchst mögliche Gestaltungsfreiheit. Hier fühlte ich mich geborgen, sicher und immer suchend und forschend unterwegs. Hilfreich aber war die Malerei zu erlernen; zu üben, einen Gegenstand auf das Papier zu bringen, die Dreidimensionalität in die Fläche hinein zu transformieren, Formen der Übersetzung zu erforschen und dafür Otto und andere Künstler zu studieren, um deren Übersetzungen zu verstehen. Die Freiheit in der Wahl der Form löste sie vom Gegenstand und band ihn doch.

Ottos Lehre war unkonventionell und aktionistisch. Ihm lag vor allem die freie Übersetzung des Gegenstandes in die Fläche mit Hilfe eines guten, eines lockeren Strichs am Herzen. Der Strich war die Aktion. Dabei floss durch den schnell und kraftvoll gesetzten freien Strich die Emotion in die Linien und Flächen genauso mit ein wie die Einstellung zum Leben selbst, denn jeder gesetzte Strich war eine Entscheidung, die unmittelbar zuvor intuitiv getroffen wurde.

Die Herausforderung, Dreidimensionalität in die Fläche zu übersetzen über den freien Fluss des Strichs, verlangte von uns frei von begrenzenden Gedanken den Wechsel des Blickes zu üben, wodurch stetig neue Formen aus dem Bleistift quollen. Diese Formen waren nicht immer die, die ich gerade produzieren wollte, aber sie forderten mich heraus, meinen Blick zu überprüfen.

Das Universum der freien Kunst ist gewaltig. Den Hauch einer Ahnung von ihr in die bewusste Gestaltung zu bringen, ohne dabei Intuition, Emotion, Aufrichtigkeit und Lockerheit aufzugeben, war genau die Herausforderung, die ich die ganzen Jahre hindurch auf meine Art gesucht hatte. Wie sonst, als in der Gestaltung des Lebens selbst könnte ich erfahren, was Leben ist?

Die Kunst ist ein Planspiel, in dem ich, mal gequält, mal frei, die mir innewohnenden Kräfte erforschen kann. Aus immer wieder neuen Blickwinkeln und von den unterschiedlichsten Standpunkten entspannt sich eine große Formenvielfalt, die es neu zu entdecken und zu integrieren gilt. Otto nannte das gerne: „auf eine höhere Ebene gehen,“ und meinte wohl damit, eine höhere Abstraktionsform finden. Dieses Prinzip gilt für alle Gestaltungsebenen und Kommunikationsformen, nicht nur für die Malerei. „Es geht darum, nicht analog zu denken,“ lehrte er immer wieder. Dieser erweiterte Blick auf die hohe Kunst sollte mich letztendlich aus der eigenen Enge lösen.

Die Auflösung meiner verkorksten Beziehung zur höchsten Autoritätsperson dieser Gemeinschaft, zu Otto Muehl, schien zwar nach wie vor in weite Ferne gerückt „doch die freie Sexualität wird mit der Zeit schon Abhilfe schaffen,“ überlegte ich mir. „Irgendwann werden wir uns wieder verabreden und dann wird schon etwas passieren.“ Tatsächlich hatte die freie Sexualität diese heilsame Wirkung.

Die Jahre flossen dahin. Den Wunsch innerhalb aller Gruppen³¹ ohne Geld zu leben hatten wir verwirklicht. Im Rahmen eines sogenannten Puddingkongresses³² wurden Für und Wieder, Argumente und Hintergründe in vielen, ergreifenden SDs emotional durchforscht und schließlich das internationale Gemeinschaftseigentum ausgerufen. Alle Stadtgruppen aus den einzelnen Ländern wurden in Folge dem Gemeinschaftseigentum der Gründergruppe in Wien und am Friedrichshof angeschlossen. Naiv hatten wir das Geld zusammen geschmissen und meinten, wenn wir uns nur emotional gut genug weiter entwickeln, dann sind wir aus der KF-Schädigung herausgewachsen und werden ganz von alleine keine Probleme mit Geld und den ihm verbundenen Mechanismen haben. Doch das sollte sich als ein großer Irrtum erweisen. Die Organisation des gemeinsamen Eigentums wurde von uns allen weit unterschätzt. Schon bald reichte das Geld nicht mehr. Im Privateigentum gibt es ein Regulativ, nämlich das persönliche Einkommen, was es im Gemeinschaftseigentum nicht gibt. So mussten wir die bittere Erfahrung machen, dass alles organisiert, geregelt und eingeteilt werden musste. Da waren zum Beispiel die Gemeinschaftsräume, die dazu neigten zu verwaisten, weil keiner sich dafür verantwortlich fühlte. In den Betrieben kam es zu überdurchschnittlich vielen Fehlleistungen, teure Werkzeuge verwaisten schnell. es wurde leicht vergessen, das Öl in den Fahrzeugen nachzufüllen. Strafzettel häuften sich. Wie sollten wir das regeln? War der Rückgriff auf autoritäre Methoden der Bestrafung und Belohnung ein richtiger Weg?

In der Hierarchie begannen sich schleichend die Wertungen zu verschieben. Waren vorher der kreative Ausdruck in einer guten SD der Garant für den Aufstieg, so galt jetzt die zuverlässig fehlerleistungsfreie Arbeit oft mehr. Erste Spannungen unter den künstlerisch und den wirtschaftlich orientierten KommuneInnen entwickelten sich.

Doch geborgen im Schosse des Gemeinschaftseigentums war die Verschiebung der Bewertungen besser als ein glatter Konkurs draußen in der Gesellschaft. Dieses Argument tröstete mich über den Zwiespalt zwischen Anspruch und Wirklichkeit hinweg, denn ein bessere Weg fiel mir auch nicht ein.

Unsere Gemeinschaft war längst schon eine in sich abgeschlossene Gesellschaft mit ganz eigenen Regeln und Gesetzen geworden. Es gab keine private Abendgestaltung. Keiner von uns ging ins Kino oder ins Theater, keiner traf sich mit Freunden außerhalb der Kommune, es sei denn, eine Verabredung hatte einen politischen oder wirtschaftlichen Zweck. Das war Bestandteil unseres Lebenskonzeptes. Wir entwickelten ein eigenes Kulturleben, ein eigenes Bildungswesen mit eigener Schule, hatten zeitweise unser eigenes Radio und hatten eigene Firmen. Auch die gemeinsame Sexualität galt nur für uns.

Unser Sendungsbewusstsein war von Anfang an sehr groß. Die anfänglichen Friedrichshofer Kommunelehrgänge und SD-Theaterauftritte gab es zwar nicht mehr, stattdessen betrieben die Stadtgruppen eigene Kulturzentren. Angeboten wurden SD-, Theater, Rollenspiel- und Malkurse, Materialaktionen, Wohnexperimente sowie sonstige Kreativworkshops. Weiter

³¹ Es lebten ca. 120 Leute und viele Kinder am Friedrichshof. Es gab weitere Gruppen in Deutschland, Frankreich, Schweiz, Skandinavien und in Wien. In Spitzenzeiten waren wir über 500 Leute, was allerdings nur ca. 1 Jahr so andauerte. Es wurde uns allen zu anonym. 1990 waren wir ca. 250 Erwachsene und 100 Kinder.

³² Der Name entstand, weil an den von Otto geleiteten SD-Abenden während des Kongresses alle weinten. Alle waren so weich wie Pudding. Die Auflösung des Privateigentums und damit verbunden die Auflösung der durch Geldverkehr erzeugten Unmenschlichkeiten war offensichtlich zutiefst bewegend. Hier schien die Seele mit zu wirken.

wurden in vielen Städten Theater- und Kindertheatergruppen sehr erfolgreich gegründet. Ich war trotz aller Kritik davon überzeugt, dass ich hier nach wie vor in einem einmaligen, wenn auch noch fehlerbehafteten Gesellschaftsexperiment lebte.

Dann brach eine große internationale Pressekampagne gegen uns aus, die schwer an unserer Standfestigkeit zu rütteln begann und uns schließlich noch enger zusammen schweißte. Vereint mit den Sektenbeauftragten der Kirchen in Deutschland und Frankreich wurde der gesamten Kommune von den Medien vorgeworfen, eine Sekte zu sein. Diese Zeitungsartikel waren ein maßloser Veriss unseres Lebens und machten mir klar, in was für einer Brisanz wir hier unser Kommuneleben aufgebaut hatten, denn die Grundfesseln der derzeit herrschenden Gesellschaft wurden alle allein durch unsere Art zu Leben angegriffen. Für eine Sekte hielt ich mein Leben hier nicht, auch wenn mit Sicherheit die Autoritätsstrukturen nervig waren. Auch war es nicht Otto, der Zugriff auf die Konten hatte. Es waren immer je 2 Leute aus der Buchhaltung, aus rein praktischen Erwägungen. Das alles musste allerdings nun schnellstens verändert werden. Wir brauchten eine stimmige, rechtsgültige Form für das Gemeinschaftseigentum.

Über Nacht waren wir überall schlagartig unangenehm bekannt. Unsere wirtschaftliche Lage verschlimmerte sich dadurch. Wir sahen uns gezwungen unsere radikalen Ansätze weit zurück zu nehmen: wir ließen uns die Haare wachsen, trugen wieder individuelle Kleidung und viele unserer Betriebe, auch die AA-Magazine, mussten wir schließen. Schließlich führten wir das Privateigentum wieder ein und legten einen Haushaltssatz fest, wodurch jeder eine Orientierung hatte, wie viel er zur Gemeinschaft finanziell beisteuern musste.

Nach aussen konnte uns keiner mehr als KommunardInnen erkennen. Die meisten von uns verschwiegen, wo und wie sie lebten. Das alles gefiel mir gar nicht. Ich entschied mich in der Wiener Szene nach einer Arbeit zu suchen. Dort konnte ich offen mit meiner mir selbst gewählten Lebensform umgehen, auch wenn gerade die Alternativszene unser Lebensexperiment oft negativ betrachtete. Ich war bereit zu diskutieren, kannte ich ja die Argumente und auch die Ängste aus eigener Erfahrung.

In dieser Zeit schlich sich das materielle Denken in die Kriterien der Hierarchie immer mehr ein und bildete eine höchst konventionelle Gestalt. Das, wogegen wir angetreten waren, schien sich hier durch das Hintertürchen unbemerkt einzuschleichen. Wer mehr verdiente stieg auf, war höher angesehen, erhielt ein eigenes Zimmer, wurde häufiger als andere vom Otto in sein Atelier eingeladen und genoss weitere kleine Vorteile. Wer reich war, konnte sich teure Analysen beim Otto leisten, wer weniger Geld hatte, leistete sich seine Analyse bei jemand anderem. Wer kein Geld übrig hatte, konnte sich keine Bewusstseinsausbildung am Friedrichshof leisten.

Durch dieses Prinzip war sichergestellt, dass das Geld zum Friedrichshof floss, wo es verstärkt in den Ausbau und in den Aufbau der Schule und der Pädagogik investiert wurde, denn mittlerweile hatten wir mehrere Kinder. Ich selber hatte kein großes Interesse an den Analysen. Ich wollte keinen Kontakt zu den „Oberen“ als Analysantin mir erkaufen. Wenn, dann wollte ich einen gleichwertigen Kontakt mit ihnen entwickeln. „Wenn das nicht möglich ist, dann eben nicht.“ Da ich im Prinzip mit dem Geldflusssystem zum Friedrichshof einverstanden war, weil mir an der Entwicklung der Kommuneidee sehr viel lag, ich war nach wie vor eine unverbesserliche Idealistin, zahlte ich mein überschüssiges Geld einfach so ein. Ich brauchte es ja nicht. Ich war stolz, mehr zu verdienen als nur das Minimum.

Die Einführung des Privateigentums verlangte schleichend ihren Tribut. Der Stellenwert des Materialismus veränderte sich erneut. Die Notwendigkeit mehr Geld zu verdienen verstellte den Blick. Einigen Männern gelang es in der Wirtschaft Fuß zu fassen, so dass sie sich viele Analysen beim Otto oder den ersten Frauen kaufen konnten. Diese gaben ihnen Ratschläge, wie sie noch besser ihre Fähigkeiten dem Ganzen zur Verfügung stellen konnten. Daraus entwickelten sich letztendlich neue, eigene, sehr gut laufende Unternehmen. Die Gesellschaft und die Kirche war gegen uns ins Feld gezogen. Wir lernten daraus uns besser zu integrieren aber auch uns vor der Gesellschaft zu verstellen und begannen ein Doppelleben zu führen.

Fatal wurde es, als der Geldfluss wieder stieg. Mit ihm stieg auch die materielle Versuchung den ursprünglichen Prinzipien der Gemeinschaft nur ein kleinwenig und nur im kleinen Kreis untreu zu werden. Die wirtschaftlich erfolgreichen Männer hatten nun einen besseren Kontakt zu Otto und den Frauen der ersten Gruppe aufbauen können. Dadurch und auch, weil sie ihre Fähigkeiten an andere weitergaben und viele Arbeitsplätze schufen, waren sie im Ansehen der gesamten Gruppe enorm gestiegen. Ein Aufstieg in der Hierarchie folgte immer. Der Gutverdiener wurde öffentlich belobigt, zum Otto privat ins Atelier eingeladen, erhielt allerlei Privilegien und konnte sich so, mit den Mitteln des Privateigentums den Zugang in die Keimzelle der Kommune erkaufen. Dies war ein zweiseitiges Schwert. Die wirtschaftliche Integration in die Gesellschaft und parallel die politische Anerkennung in Österreich, mit dem das Öffentlichkeitsrecht für die Schule verbunden war, lenkte den Blick mehr und mehr nach außen. Otto und die GruppenleiterInnen³³ hatten eigentlich die Aufgabe übernommen, dafür Sorge zu tragen, dass der Einfluss der Kleinfamilie den Ansatz der Kommune in dieser schwierigen Phase nicht verwässert oder gar untergräbt. Doch unmerklich verwischte der ursprüngliche Ansatz. Die konventionelle Handhabung des wieder eingeführten Privateigentums, der Druck, nach Außen angepasst uns zu verhalten, der gestiegene Geldfluss in Verbindung mit dem Aufbau von Privilegien verriet die AA-Kommune-Idee in vielen Punkten. Auch nach der Wiedereinführung des Gemeinschaftseigentums änderte sich daran nichts mehr. Getarnt als Notwendigkeit hatte sich die „emotionelle Pest“³⁴ frech durch die Vordertüre in die Gründungsgruppe und in Folge in die gesamte Kommune eingeschlichen.

Mir fiel anfangs nur auf, dass der schnell vorangehende Ausbau am Friedrichshof Otto und den obersten KommunardInnen riesige Einzelzimmer beschert hatte. Diese wurden zwar auch als Kursräume genutzt, doch stand in keinem Verhältnis, dass die allermeisten Leute am Friedrichshof nach wie vor in extrem beengten und einfachen Unterkünften auf Hochbetten und in nur schwer beheizbaren Massenschlafräumen leben mussten. Die einst arbeitenden Gäste, die nicht in eine Gruppe umgezogen waren, entwickelten sich zum Proletariat. Diejenigen, die am Bau und in den Werkstätten arbeiteten, die also letztendlich den Friedrichshof ausgebaut hatten, hatten wenig selbst davon. Wer aufstieg in der Hierarchie konnte für sich nun materielle Privilegien einfordern: bessere Kleidung, bessere Plätze beim Essen, manchmal auch besseres Essen, bessere Zimmer und einen besseren Job als die Unteren. Immer deutlicher zeichnete sich ab, dass ein Strukturabstieg nicht nur den subjektiv schmerzhaft empfundenen Verlust von Anerkennung und Ehre nach sich zog, sondern ganz real materielle Folgen haben konnte.

³³ Alle Stadtgruppen buchten für jeweils 4-6 Wochen wechselnde Gruppenleiter, die für die gute Stimmung, die Schlichtung von Konflikten, die Ausbildung in der Kunst und die Leitung der SD-Abende zuständig waren. Gruppenleiter wurden von den ersten Frauen und von Otto ernannt. Sie gehörten immer zur ersten Gruppe, die nach wie vor am Friedrichshof lebte und mittlerweile auf ca. 30 Personen angewachsen war.

³⁴ Eine Bezeichnung von W. Reich und in Folge von O. Muehl für den „neurotisch verkrüppelten Organismus, die Gesellschaft der gesamten Menschheit“

Eine kapitalistische Ständehierarchie hatte sich eingeschlichen: Oben waren Otto, die Gruppenleiter, die als einzige den Status Künstler neben Otto hatten, dann kamen die Pädagogen, manchmal auch einige Mütter, dann kamen die guten Verkäufer, dann die Büroleute und schließlich die Arbeiter. Welche fatale Wirkung die Ausübung und materielle Manifestierung eine lineare Hierarchie hat, konnten wir alle spätestens jetzt deutlich spüren. Unsere Hierarchie war genau so pyramidenförmig angesetzt wie die Hierarchien der bekämpften Kleinfamilie. Die uns alle innewohnenden inneren Strukturen begannen sich, unreflektiert, wie sie blieben, im Außen fratzenhaft zu zeigen.

Um unsere neu gegründeten Firmen aufzubauen, brauchten wir mehr Leute in den Gruppen. Doch es wurden keine Ausschreibungen gemacht für diese Jobs, sondern die Entscheidung lief meist über eine Form der „Strafversetzung“. Wer am Friedrichshof in dieser Zeit abgestiegen oder sonst in Ungnade gefallen war, es gab dafür zahllose Gründe, u.a. wenn eine heimliche Zweierbeziehung gelebt wurde, wurde, subjektiv empfunden, in eine der Stadtgruppen weggeschickt, um dort zu arbeiten und Geld zu verdienen. Eine reflektierte Entwicklung eines neuen Arbeitsbegriffs auf der Basis der kreativen Gestaltung war das nicht. Dennoch hatte es auch gute Seiten, denn sehr oft kamen so KommunardInnen der ersten Stunden in die Stadtgruppen. Die später Eingezogenen profitierten von ihrem Wissen und ihren Erfahrungen aus dieser Zeit. Diese Situationen waren in ihrer Ambivalenz verstörend und belebend zugleich.

Die Wirtschaft erholte sich wieder. Die ehemals wilde Horde der Wiener Muehlkommune hatte sich zivilisiert und äußerlich sehr gut angepasst. Sie hatte gelernt, wie die Wirtschaft funktioniert, sich weitergebildet und konnte so, mit Unterstützung der befreienden Wirkung der SD, der freien Sexualität und der vielfach geübten künstlerischen Ausdrucksformen unerkannt neu starten im gesellschaftlichen System. Das internationale Gemeinschaftseigentum wurde wieder eingeführt. Doch der unreflektierte, autoritäre Charakter der Hierarchie machte es unmöglich, dass alle KommunardInnen in die anstehenden ökonomischen und gesellschaftsgestaltenden Fragen mit einbezogen wurden. Deshalb konnte sich auch kein ganzheitliches Denken entwickeln. Daraus folgte, dass wir die Leute in die Gruppen „verschickten“, „einteilten“ und anfangs sogar „strafversetzten“. Die allermeisten hatten keinen Einblick in die ökonomischen Notwendigkeiten, denn diese Form der Hierarchie förderte ein eifersüchtiges Aufpassen auf seine Privilegien und dazu gehört auch die Geheimniskrämerei. Ruhm, Ehre und Karriere waren nur allzu oft die doppelzüngigen Ratgeber.

Autoritäre Strukturen basieren immer auf einem großen Misstrauen der Masse gegenüber. Dieses Denken hatte sich in unserer kleinen Gemeinschaft festgefressen. Die Gruppenleiter (die ehemaligen BV-Arbeiter³⁵) und die Pädagogen, wozu auch die Mütter zählten, galten als hoch angesehene Berufe, weil sie der Kunst, dem schöpferischen freien Handeln am nächsten zu stehen schienen. Hier arbeiteten eher die „lockeren“ Leute. Die Ökonomie mit ihren vielen Bürotätigkeiten, der Buchhaltung und auch den Firmen blieb immer das notwendige Übel und damit das Stiefkind, weil sie als notgedrungen und deshalb wenig kreativ angesehen wurde. Dort arbeiteten eher die „steiferen“ Leute. Keiner von uns machte sich Gedanken über die emotionalen Bewertungen und den Stellvertretercharakter des Geld- und Wirtschaftwesens an sich. Die alternative Form zum kapitalistischen, lebens- und gemeinschaftszersetzenden Wirtschaftssystem sahen wir im gelebten Gemeinschaftseigentums. Damit aber war das Thema bei weitem nicht erschöpft. Die geänderten Umstände im Aussen änderten zwar das Bewusstsein in manchen Punkten innerhalb unseres geschlossenen Systems, nicht aber das Bewusstsein im Außenverhältnis zu der uns umgebenden Gesellschaft. Hier bildeten wir kein

³⁵ BewusstseinsVerbreitungsArbeiter

erweitertes Bewusstsein aus. Die Kleinfamiliengesellschaft galt als krank und verstört. Doch das, was man bekämpft, zieht man offensichtlich an. Wir wollten ohne Geld leben. Das ging aber nicht, weil die Gesellschaft um uns herum Geld forderte. Also mussten wir notgedrungen mit Geld auskommen. So verloren wir uns schließlich, wie durch einen unerklärlichen Zwang, in einem sehr kleinbürgerlichen und unrevolutionären Umgang mit Geld und Eigentum in Verbindung zum Mensch. Ein Teil von dem, was wir einst bekämpften, bildeten wir nun ab. Eine WCO war damit nicht zu meistern.

Wir waren weit entfernt von einer basisdemokratischen Form der Selbst- und Mitbestimmung. Damit waren wir weit hinter die Entwicklungen zurück gefallen, die parallel zu uns in den unterschiedlichsten Initiativen stattfanden. Die Kunst der Gesellschaftsgestaltung geriet zum perfekten Abbild einer menschenverachtenden Gesellschaft. Erste Konturen einer schemenhaften Hässlichkeit schimmerten trügerisch zwischen den Ur-Ideen als falsche Perlen der Erkenntnis durch. „Gemeinschaftseigentum symbolisiert den Umgang mit der Liebe.“ Carmencita schlang ihre schönen Silberfäden über das Geländer im Treppenhaus. „Wie soll ich das verstehen?“ Ich ärgerte mich über ihre besserwisserische Art, die mir so verschlüsselte Weisheiten wie Brocken von Almosen vor die Füße warf. „Es zeigt, ob du Liebe teilen willst oder nicht.“ Mit dem Fuß kokett wippend schaute sie mich herausfordernd an. Dann sprach sie, wie von einer Empore, hinein in den Wiederhall dieses hohen Raumes: „Geben und Nehmen verirren sich. Das Knäuel scheint unentwirrbar.“ Und schon war sie verschwunden. „Puhhh, sie hat aber auch einen Hang zur Dramatik. Hoffentlich hatte das niemand gehört.“

Doch mich interessierten diese Probleme nur am Rande. Ich hatte mir meine Nische geschaffen, arbeitete an meiner ganz persönlichen künstlerischen und kommunikativen Entwicklung und stieß immer wieder an meine Grenzen, auch in meiner Beziehung zu Otto Muehl. Der Zwiespalt zwischen meiner Enttäuschung über ihn und meiner Bewunderung für ihn machten mich nervös und unsicher. Mein Verhältnis zu ihm war nach wie vor gespannt. Einerseits wollte ich nicht, dass er merkt, wenn ich schlecht über ihn dachte. Andererseits fand ich ihn interessant und manchmal musste ich ihn trotz seiner Schwächen einfach lieben. So blieb ich nach wie vor einsam, konnte mich ihm gegenüber nicht klar äußern, da meine Wut mich bremste und fühlte mich unverstanden. Ich wusste, ich konnte an ihm nicht vorbei. Ich musste mich mit ihm ein weiteres Mal auseinander setzen.

Alle liebten Otto. Die meisten Frauen wollten ein Kind von ihm. Das wollte ich nicht. Aber von ihm geliebt zu werden, das wünschte ich mir schon. Und damit steckte ich fest. Manchmal glaubte ich ihn zu lieben. Er erwiderte meine Liebe nicht. Doch nicht nur das. Er war sogar äußerst widerlich zu mir. Regelmäßig übersah er mich, wenn er rundum alle lobte und tadelte in seinen Reden bei Tisch oder am Abend. War ich denn Luft für ihn? Dieses Spielchen löste in mir eine Fixierung und Abhängigkeit aus, die wie Gedanken aus festgeglühtem Schleim zäh mich umschloss. Es interessierte mich nicht, wie er die anderen behandelte. Ich merkte nicht, dass diese Methode von ihm bei vielen angewandt wurde. Ich litt nur noch unter mir selbst.

Dieser zähe Schleim vernebelte mir Gehirn und Herz. Mühsam arbeitete ich mich Stück für Stück daraus hervor, indem ich Tag für Tag und Jahr für Jahr die Chance zu manchen Begegnungen mit ihm nutzte, um ihn endlich näher kennen zu lernen und diese elendige Leidensphase zu beenden.

Welcher Mensch verbarg sich hinter dieser Maske des aktionistischen, wilden Wotans? Was dachte und was fühlte er wirklich? Doch ihm näher zu kommen schien mir unmöglich. Gleich einer wabernden Lohe sah ich ihn von giftigem, eifersüchtigem Frauenschleim umgeben. Es

stellte sich für mich als gänzlich unmöglich heraus, sie zu überwinden oder mich ihr entgegen zu stellen. Mag sein, dass ich hier der Projektion meiner oft unberechenbaren Mutter erlag. In meiner Furcht erschienen sie mir gefährlicher als Furien zu sein, denn sie bedrohten mich als Frau. Ich sah Frauen, deren Anliegen es war, mittels sogenannter weiblicher Raffinessen wie Hinterhältigkeiten, Boshaftigkeiten, verlogenen Schleimereien zu ihm zu gelangen und ihn zu beknien, doch mit ihnen jetzt ein wirklich genetisch und emotional gesundes Kind zu zeugen, oder, bitte schön, sie zu erheben, zu beachten, ihnen, öffentlich zur Schau getragen, ihnen, bitte, seine Geilheit auf sie zu offenbaren, so dass sie, als Frau sich endlich, endlich, befreit von der Fessel der tiefen Liebesschmacht und bedeckt vom triefendnassem Staub der schlammigen Sehnsucht, nun endlich, in seinen Augen erheben möge als ein geiles Weib, als seine große Liebe, als sein erhabenes Werk.

Was verbende Frauen um den Oberbullen einer Horde sich alles gegenseitig antun können, wie sehr sie wie aus alten Zeiten fremd gesteuert sich verzerrten und sich selbst verrieten, um ihm, dem Herrn, nun zu gefallen, sah ich. Und ich sah, wie er sich intuitiv vom Geiste der Aktionskunst beflügelt einen Heidenspaß daraus machte. Es war an den täglich zelebrierten SD-Abenden, die wie orgiastisch ekstatische Feste unter seiner Leitung gefeiert wurden, wo er, als geiler Wotan, Männer wie Frauen spielerisch und hemmungslos anging. Er verfolgte sie, packte sie gewaltsam in darstellerischer Form, riss sie tänzerisch an sich, stieß sie von sich, schlug und knutschte sie und führte sie so im Bilde eines wilden Tanzes hin zur Wut und weit darüber hinaus, bis der Fluss der Kreativität, endlich befreit, sie, wie von selbst sich ihren eigenen inneren Bildern hingebend, diese tief emotional zur Darstellung brachten. Oft auch unter Einsatz der MitkommunardInnen, die hier im Spiel von Zuckerbrot und Peitsche Furien und LiebhaberInnen spielten, berührte und brach er alt-innewohnende Tabus und moraline Hemmungen, entkleidete im übertragenen wie im wörtlichen Sinn sein geliebtes „Opfer“ bis „es“ sich weich, gefügig und infantil, befreit von inneren Ängsten und Zweifeln, sich tänzerisch von ihm durch den Raum begleiten ließ und sich ihm hingab, im infantilen Urvertrauen. Ein rasender Wotan im Spiele der gestalterischen Lust. Am Ende dieses furiosen Spiels setzten sich der Darsteller zurück in den Kreis der Kommunarden. Alle klatschen und piffen tosenden Beifall, der nicht nur dem Otto, sondern vor allem dem Darsteller selbst gezollt wurde.

So führte er auch mich einmal durch dieses Spiel, zum Ende schließlich an einen fiktiven Ring gekettet, an der Nase im Kreis herum, denn es gelang uns beiden nicht den Damm des Widerstands in mir zu brechen. Wie eine in Gefangenschaft geratene, einst freie Wildkuh fühlte ich mich erniedrigt. Und während alle klatschten und diese SD im Werbefilm über die Kommune Eingang fand, war ich in meinen Gefühlen zutiefst beschämt. Lange wusste ich nicht den Wert dieser Darstellung zu schätzen, doch heute weiß ich, er spielte mit meiner Unterwürfigkeit als Frau dem dominanten Gottvater gegenüber, dem in die Höhe gehobenen Mann und löste sie somit auf. War es Nächstenliebe was er da therapeutisch und so messerscharf an mir demonstrierte? Wollte er der Frau zeigen, dass sie sich selbst zu erheben habe aus dem Schlamm des braven Weibis?

Vor allem bewunderte ich Clarissa, wie sie sich immer wieder mit einer hohen emotionalen und darstellerischen Kraft in ihren Selbstdarstellungen befreien konnte. Sie schrie in immer neu heraufbeschworenen Bildern den an, den Otto spielte, auf eine tief ergreifende Art. Sie entlarvte seine Rollen, durchlebte die in ihr ausgelösten Gefühle und verstand es, mitreißend für sich und alle Zuschauer, ihr persönliches Thema zu einem Allgemeinen zu verwandeln, ohne dabei an Emotionalität zu verlieren. Otto spielte auf eine so wunderbare Weise ihre Gefühlspalette durch, dass es ihr regelmäßig gelang, Otto und alle anderen und nicht zuletzt

sich selbst davon zu überzeugen, dass der Befreiungsschlag aus dem grauen Mäuschentum in die befreite Schwänin gelungen war. Und der Alte war genau so beeindruckt wie wir.

Doch was geschah dann? Die Libido war befreit, die Ekstase gelebt, die Befreiung vom Mann scheinbar vollzogen. Doch im Alltag kämpfte sie wie eine Besessene um ihre errungene Position. Nun wollte sie ihn knechten, ihm heimzahlen, als Stellvertreter für alle, die der Frau über Jahrhunderte und mehr so viel Leid angetan hatten und begann mit ihrem perfiden Spiel, ihn heimlich zu entthronen. Warum aber sollte das auch nicht ihr Recht gewesen sein?

Doch Otto ließ sich nicht entthronen. Er war der Gründer, der älteste, der gesündeste, der Aktionskünstler, der einzig wahre Mann in diesem Kreis. Und es begann ein Kampf, der für beide bitter endete. Sie forderte von ihm die Ehe und damit den Verrat an seinem eigenen Gebot. Er forderte von ihr die Unterwerfung. Sie kämpfte gegen ihn, er gegen sie und dabei entstand eine patriarchal-feudales „Wichtelsystem“³⁶, denn er verstand es nun, darin lag seine Stärke, durch emotionale Ablehnungs- und Anziehungsspiele auch andere Frauen geschickt in diesen Kampf mit einzubeziehen, sie Clarissa vorzuziehen, was in ihr den Kampf des Wahnsinns der beschämten Frau so herzenstief auslöste, dass sie wie eine Furie darauf aus war und zwar mit allen Mitteln, als Einzige ihm wirklich näher zu sein als andere.

Schließlich erlangte sie einen Privatzugang zu seiner persönlichen Atelierwohnung, die Ehe, die Anerkennung zur besten Mutter, die Anerkennung zur besten Arbeits- und Gruppenleiterin, Leiterin des 12-Rats³⁷ und die Anerkennung zur besten Künstlerin nach Otto. Allein die Leitung der Ökonomie vertraute er ihr niemals an. Die sollte ein Mann weiter führen, was sie sehr wütend machte. Doch hier biss sie auf Granit bei ihm. Ihr Sohn wurde von ihm als Thronfolger gefördert, die Frauen zerfleischten sich um eine Nacht bei Otto, worüber sie, da von allen Rivalitäten nun unberührbar, souverän stand und lächelte und sie galt allgemein als die Frau mit dem höchsten Einfluss bei Otto, über die so manche ihre Fürbitten an ihn einlegten. Die Pädagogik war in ihrer Hand, die Männer lagen ihr zu Füßen und wer gegen sie das Wort erhob, wurde unmittelbar beim Otto angeschwärzt, der dann in ihrem Sinne herabsetzend diesem Menschen seine aktionistischemotionale „Prügel“ verpasste.

Mit ihr war wenig mehr anzufangen. Ihre menschliche Seite konnte ich nicht erkennen. Sie war zu einer Verräterin der Sache der Frau geworden, korrumpiert von der Lust auf Macht und Privileg, auf Ehre und Ruhm, bedingt durch ihren Ehrgeiz und ihre Sehnsucht, ihn, ihren Otto, für sich ganz allein zu besitzen.

Otto war daran allerdings ebenso zerbrochen. Er erkannte diese Schwäche, aber er erkannte nicht seine Rolle darin. Er merkte, wie ihn der Zentralismus und der falsche Wert behinderte, aber er wusste sich dieses Dämons nicht zu erwehren.

Als Furien hatte er seine Liebsten, seine ersten Frauen erkannt. Furien hatte er aus ihnen gemacht und Furie zu sein hatten sie als Identität für sich angenommen.

So peitschte ihn die eigene Ohnmacht, die er niemals zu zeigen wagte, um ihnen keine Schwäche zu offenbaren, denn er wollte der stärkste im Rudel bleiben und er wusste, weit Jüngere rückten nach.

Er wollte nicht aufgeben, denn er sah: es war ein gigantisches Räderwerk, welches er hier so leichtfertig mit seiner Idee ins Leben gerufen hatte. Er wollte die Verantwortung nicht einfach niederwerfen. Ja, es war ein gigantisches Räderwerk, was sich hier zu seinen Füßen entwickelt hatte. Er war verantwortlich für dieses Werk. Er wollte es nun zu Ende bringen,

³⁶ Otto Muehl bezeichnete, zum ersten Mal im ZOCK Manifest, den Kleinfamilienmensch als „Wichtel“

³⁷ Gremium, bestehend aus 12 Arbeitsgruppenleitern, die meisten waren auch Gruppenleiter, geleitet von Otto oder der ersten Frau, die über die organisatorischen Belange der Gruppen beriet und abstimmte. Oft waren zusätzliche Fachleute aus den einzelnen Bereichen eingeladen.

was immer auch geschah. Er fühlte sich für die heranreifenden Kinder und für die nun alternden Jugendlichen verantwortlich und es gelang ihm niemals loszulassen und seine Sorgen und inneren Kämpfe, die er focht, dem Pöbel, welche doch alle so jung und unerfahren waren in seinen Augen, mitzuteilen.

Er hatte etwas gespürt und er hatte viel zu sagen, denn er hatte sich vorgenommen, den Herd der menschlichen Leidenswege zu erkennen und diesen dann radikal zu beseitigen. Dieser Wunsch brannte ihm auf der Seele und die Vision war noch immer in ihm lebendig: einen Beitrag zu leisten, die Erde mit all ihren Bewohnern, ihren menschlichen Bewohnern, zurückzuführen auf ihren einheitlichen, ihren schöpferischen Ursprung. Zum Frieden will er sie begleiten. Das alles prägte sein Handeln und prägte seine Kunst. Und das verband mich mit ihm.

Also entschied er sich in der erstarrten Rolle der lockere Otto zu bleiben.

Er saß fest, wie in einem Gefängnis, selbstgezimmert und war für ewig verdammt, geil und locker zu sein, der Otto, der keine Schwächen hat, denn nur den himmelten seine geliebten Furien mit all ihren wunderbaren Vorzügen so sehr an.

Er erkannte dies, doch wurde ihm seine Rolle als Mann in diesem Spiel nie bewusst. Er versagte sich die Liebe, was letztendlich viele Schmerzen nach sich zog. Hexenschuss folgte auf Hexenschuss und schließlich floh er in die Arme der jungen Mädchen, denen er, als Fürst vom Friedrichshof, nun neu erklären wollte, durch praktischen Beischlaf, wie eine von der Zweierbeziehung befreite Sexualität heilsam ist und damit sehr wirkungsvoll für die Entwicklung der Menschheit.

Otto trug durch und durch den Anschein eines Patriarchen und so kreierte er das, was er zu zerstören angetreten war, denn die Liebe konnte er nicht leben. Er trieb Clarissa, die anfangs ihm so vertrauensvoll sich hingeeben und geöffnet hatte, durch seine Therapieansätze, in denen er Stellvertreter des Vaters also des Patriarchen spielte, in ihre ureigenste patriarchal³⁸ verzerrte Frauenrolle. Ihre Mittel waren die verzweifelte Mittel eines seit Urzeiten geächteten Menschen, die Mittel einer patriarchalen Frau, die Mittel des anderen Geschlechts³⁹. Diese trieb sie perfide auf die Spitze und zeigte ihm so, wie sehr er selbstverliebt in seine Rolle als Übervater, Therapeut und Patriarchatsvertreter geraten war und diese niemals aufzulösen bereit gewesen ist. Dies zu erkennen ließ er nicht zu.

Ein tragisches Spiel, welches sich letztendlich im Geiste der hohen Kunst dahin entwickelte, die perfiden Mechanismen der „Wichtelgesellschaft“ wie in einem Brennglas, schmerzhaft für alle, sichtbar werden zu lassen. Das allein war sein hoher Verdienst.⁴⁰

So litt ich, ohne zu wissen worunter, im Angesichte Ottos, Clarissas und ihres Kreises wie ein Schwein, denn ich war in ihrer aller Augen lange Jahre ein Nichts. Ja, nicht einmal meinen Namen wollten sie sich merken.

Ich wandte mich immer wieder ab von dem Sog der Frauen, die alle Otto entgegen strebten, doch das half nichts. Ich versuchte es Clarissa gleichzutun, doch das ging nicht. Ich suchte nach der Lücke im System, das ich nicht durchschaute. Die Vorsätze gingen eine Weile gut, dann traf mich der Sog erneut, wie aus dem Hinterhalt. Dennoch, in mir war eine

³⁸ dazu: Gerda Weiler, das Patriarchat in Israel: Aller Krieg beginnt mit dem Geschlechterkampf, mit dem Ringen um das Recht auf Weltanschauung.“ (S. 15) Clarissa rang mit Otto und sie rang mit ihren Konkurrentinnen.

³⁹ Siehe dazu auch S. de Beauvoir „Das andere Geschlecht“

⁴⁰ Doch dies gehört nun von anderen Frauen und vielleicht auch patriarchatskritischen Männern aufgearbeitet. Das kann ich hier nicht tun.

Entscheidung unmerklich gereift. Gehen wollte ich nicht, obwohl Otto es mir mehrmals nahe legte, denn das Mäuschen wollte ich nun sein, aus dem Verborgenen beobachten, was hier geschah, immer auf der Hut, nicht selbst zerrieben zu werden, was mir nicht immer gelang.

Egal was Otto und andere über mich redeten, ich wollte meine Angelegenheiten selber in die Hand nehmen. Dafür war es notwendig, dass ich mir meine Gefühle zu Otto eingestand. Otto war der oberste Boss, angesehen als der geilste Mann am Platz. Das erzeugte in mir als Frau ein Gefühl, das sich wie Liebe anzufühlen begann. Nur in seiner Nähe fühlte ich mich glücklich. Es war das Gefühl der falschen Geborgenheit, welches allein mein Ego fütterte, das ich nicht erkannte. Ich verwechselte es dauernd mit der Geborgenheit des Herzens und bemerkte das nicht ein Mal. Hatte er nur einige Worte zu mir gesagt oder mich auch nur eines Blickes gewürdigt, ich schritt erhobenen Hauptes nun in der festen Gewissheit, geliebt zu sein - wie klar ich doch jetzt war - über den Friedrichshof. War das nicht eine dumme Fixierung bezogen auf einen mir unerreichbar erscheinenden viel zu alten Mann? Die Sache musste ergründet werden.

Also entschied ich mich der Liebe freien Lauf zu lassen. Ich ließ es zu ihn zu lieben. Ich ließ es zu ihn abgöttisch zu lieben. Ich ließ es zu, wie ein fixiertes Groupie ihm hinterherzulaufen, auf Schritt und Tritt seine Aussagen mit zu verfolgen, zu nicken und zu schleimen. Ich verzichtete auf all meine bisher gut ausbalancierten Vorsichtsmassnahmen, unter denen ich im Gegenzug ja selbst gelitten hatte, ihm, dem Verehrten und viel Umworbenen nicht allzu nahe zu kommen, um im Gefecht mit den Konkurrentinnen nicht zerstört und von ihm nicht verletzt zu werden. Nun war ich mitten unter ihnen. Ich war eine der vielen Groupies, die ihn umschwärmten. Ich stand ganz vorne, in der ersten Reihe, lief direkt neben ihm, Arm in Arm, wenn es mir gelang, war stets bemüht kluges und witziges, ihn in allem immer bestätigendes vom Stapel zu lassen.

Ich wollte Otto als Mensch ergründen, denn ich liebte ihn, doch er erwiderte meine Liebe nicht. Und so entschied ich mich meinen Schmerz beim Schopf zu packen. Ich wollte ihm meine verzehrende Liebe erklären und ich wollte ihn bitten, mit mir eine Verabredung einzugehen. Das tat er auch, doch dann verschob er unseren Termine Tage lang immer wieder aufs Neue. Das Warten zerriss mir das Herz. Voller tief sinniger Gedanken, die kurz davor waren in einen wütenden Tobsuchtsanfall umzuschlagen, setzte ich mich vor den Neubau⁴¹, in dem er wohnte, auf die Wiese und schrieb mit heißen Tränen schluchzend in mein Tagebuch. Ernsthaft überlegte ich mir, ob ich nicht besser gleich in den Wahnsinn eintauchen sollte, um ihm so seine Liebe und mindestens seine Aufmerksamkeit zu mir abzupressen. Ob seine Haushälterin mich, dieses erbärmliche Häufchen Elend gesehen hatte und voller Mitleid ihm nahe legte, seine Verabredung mit mir nun einzuhalten, weiß ich nicht. Aber schon bald wurde ich zu ihm gerufen. Es war hochsommerliche Mittagszeit. Wir krochen beide nackt in sein Bett und liebten uns so inniglich, wie es uns vorher noch nie geschehen war. Alle Autoritätsängste, alle Hemmungen, alles Vergangene war wie weggeblasen. Auch er ließ allen Dünkel, alle Maskeraden einfach fallen. Es war, wie wenn die große Göttin selbst uns hier verband. Weich und zärtlich, wie nie zuvor und nie wieder danach, erlebten wir an diesem heiligen Mittag unsere ganz eigene heilige Hochzeit. Als Otto die Augen wieder aufschlug, sah ich warme, hingebungsvolle Liebe in den Augen dieses Mannes. Für kurze Augenblicke wurde in ihm eine zärtliche Geilheit durch mich erweckt.

Evita betrat den Raum. Es war ein passender Moment, denn beide wussten wir, unsere Zeit war um. Wie durch Zauberhand war alle Magie des schönen Augenblicks wie weggeblasen. „Was hältst du davon, wenn wir sie in die 1. Gruppe mit aufnehmen,“ fragte Otto schelmisch.

⁴¹ Erstes selbstgebautes, 2-stöckiges Wohnhaus aus Stein.

Mir hüpfte das Herz in der Brust und die Kehle schnürte es mir zu. Blitzartig huschten Bilder vor meine Augen: ich gehe stolz erhobenen Hauptes, aufgerichtet und selbstbewusst in den Räumen der ersten Gruppe ein und aus. Dies ist jetzt mein Zuhause. Alles schaut mir neidisch hinterher. Ich habe einen Schlüssel zu Ottos Wohnung. Ich gehe bei allen Oberen ein und aus, ich habe etwas zu sagen, ich werde gehört, ich, ich, ich ... und für einen kurzen Moment glaubte ich in der Ferne einen Aufschrei zu vernehmen: „Nein, mach das nicht!“, der sich vermischte mit Evitas scharfem Ton: „Auf keinen Fall. Wir sind sowieso schon viel zu viele Frauen.“ Für den Bruchteil einer Sekunde sackte Otto in sich zusammen fasste sich jedoch gleich wieder und während wir uns schweigend anzogen, schlüpfte er behänd zurück in seine Rolle des charmanten Muehls. Lachend, scherzend, achselzuckend und mit den Augen zwinkernd gab er mir zu verstehen, dass auch er sich diesem Diktat der Frauen hier zu fügen habe. „... um nichts Schlimmeres auszulösen.“

Ich schwieg. Kurz flog mich der Hauch einer tiefen Enttäuschung wegen der entgangenen Ehre an. In dem Moment erkannte ich blitzartig, dass die Hierarchie nichts mit Bewusstseinsentwicklung zu tun hatte. Ich verabschiedete ich mich.

Während ich den Raum verließ, fühlte ich mich zutiefst allein. Das war kein unangenehmes Gefühl. Zurück geworfen in meine eigene Wirklichkeit als Niemand, als Nichts, durchschritt ich die dunklen Korridore dem Treppenhaus entgegen und es erfüllte mich eine große Dankbarkeit für das eben Erlebte. „Sie war wieder da!“ Das Gefühl der großen Göttin begegnet zu sein, die ich ja eigentlich gar nicht kannte und von der es höchst zweifelhaft ist, dass es sie gibt, dieses Gefühl machte mich leicht, unendlich leicht und beschwingt. Oder war es ganz platt nur die Tatsache dem Oberbullen gerade den Liebesdienst erwiesen zu haben? „Blödsinn,“ Carmencita erstrahlte vor mir. „Daran solltest du niemals zweifeln.“ Und weg war sie. Um die entgangene Chance eines sozialen Aufstiegs war ich nicht allzu traurig, noch weniger zerschmettert, eher nachdenklich, denn diese Liebe war keine Berechnung für den Aufstieg gewesen und sollte auch niemals den Beigeschmack der Berechnung erhalten. Von diesem Tag an konnte ich Otto loslassen.

Nur noch einmal, Jahre später, begegnete er mir, während einer Verabredung, erneut als Mensch. Ich traf ihn an, allein im Schlafzimmer seiner neuen Wohnung im Lilibau⁴². Der Raum war nur spärlich beleuchtet, die Vorhänge geschlossen. Vor mir saß ein alter, in sich zusammengesunkener Mann auf einem Hocker. Seine Augen hatten den trüben Glanz eines in sich Verlorenen. Sein Gesicht war weich. Er wirkte müde auf mich. Seine runzeligen Züge erinnerten mich an die Bauern aus seinem Dorf. Ich fühlte Mitleid mit ihm, wie er da saß, träumend, von einer neuen, einer besseren Welt. Ein oder zwei Jahre waren seit unserem letzten Erlebnis verstrichen. Die Vertrautheit stellte sich sofort wieder ein. Doch unsere Sexualität hatte bei weitem nicht mehr diese Qualität. Ich konnte ihn nicht mehr erreichen. Er war mit seinen Gedanken woanders.

„Was ist es denn hier so dunkel!“, Marion kam nach etwa einer Stunde ins Zimmer gestürmt, zog die Vorhänge zurück und begann sofort ein Gespräch über die Mütter: „Wenn ich die da unten sehe, wie sie ihre Kinderwagen schieben, einfach ekelhaft.“ Inzwischen waren noch andere Frauen in den Raum gekommen. Alle hetzten über die jungen Mütter unten auf dem Vorplatz, die in Zwillingswagen die Kleinstkindergruppe betreuten, damit die anderen Mütter arbeiten konnten. Was für eine Verächtlichkeit hier herrscht!

„Otto, sieh doch mal, warum sagst du denn nichts?“

Ich entgegnete: „Die anderen Mütter arbeiten doch. Sie können doch nicht alle diese Kinder in Tragetüchern tragen!“ Der Raum war durchtränkt von Hochmut und Eiseskälte. Noch nie hatte ich so etwas zuvor hier am Friedrichshof erlebt. Angewiderte wandte ich mich ab, zog

⁴² Wohnhaus, benannt nach einem spastischen Mädchen, dass in der Kommune geboren wurde

mich an und verließ beinahe fluchtartig diese Szene. Otto drehte in aller Ruhe einen Joint und sagte beinahe nichts dazu.

Der Wunsch in die 1. Gruppe aufzusteigen war mir nun endgültig vergangen. Schon seit geraumer Zeit hatte ich begonnen, all diese Ungereimtheiten links liegen zu lassen und mich noch intensiver auf die Alltagsbewältigung zu konzentrieren: meine Arbeit, mein Zusammenleben mit den Männern und Frauen in meiner kleinen Untergruppe und meine Tätigkeit als Pinselwäscherin beim Otto. So hatte ich auf allen Ebenen einen Mäuschenkontakt. Dadurch lernte ich Zug um Zug größere Zusammenhänge zu überblicken und ganzheitlich, sowohl in organisatorischen als auch in zwischenmenschlichen Zusammenhängen die Abläufe und Vorgänge zu erfassen. Doch das brauchte viel, viel Zeit.

Die Folgen der Hierarchien machten jedem zu schaffen. Wer oben war wollte nicht absteigen, drohte doch der emotionale Sumpf durch Gesichtsverlust und erdachten Liebesentzug. Wer unten war wollte unbedingt aufsteigen und sehnte sich nach mehr Ruhm und Anerkennung in der Gruppe. In Ottos Nähe wollten alle sein. Wer dort war wurde geliebt.

Otto Muehl verstand es meisterhaft den Einzelnen mit seinen Schwächen so stark zu konfrontieren, dass innerste Gefühle, bedingt durch alte Verletzungen und Empfindsamkeiten bitter zum Vorschein kamen. In diesem Zustand fühlte sich wohl jeder hilflos und ausgeliefert, denn Otto setzte seinen Hebel geschickterweise in der Öffentlichkeit an. War man verwirrt und in seinen innersten Gefühlen verstrickt, führte er auf immer wieder neue, sehr witzige und aktionistische Weise den Kommunarden zurück in sein kindliches Liebesbedürfnis, um in ihm so die kommunikative Kreativität zu wecken. Mit Hilfe der Gruppendynamik wurde das Feld der fehlenden Liebe neu genährt. Wer betrübt war fühlte sich jetzt gestärkt. Der Unbeliebte war nun beliebt. Anfänglicher Zorn schwenkte um in Lebensfreude. So fügte er ganz nebenbei die Basis für seine Interessen immer wieder neu zusammen und blieb uneingeschränkt der Erste und der verliebte Meister.

In fast allen leitenden Positionen waren Frauen. Auf den ersten Blick schien die Gruppe eine starke Frauengruppe zu sein. Allerdings hatten sich alle dem Diktat eines Mannes unterworfen. Otto Muehl galt als Meister und Herrscher. Sein Wort zählte, sein Rat wurde nahezu blind befolgt, seine Lehren nachgebetet. Damit wurde der Prozess des eigenverantwortlichen Lernens gestoppt. Clarissa maßte sich ähnliche Verhaltensnormen an. In schlüssiger Konsequenz zu ihrer eigenen Unterwerfung unterwarfen die Mütter auch ihre Kinder dem Diktat von Otto und Clarissa.

Das hatte absonderliche Auswüchse zur Folge. Otto oder Clarissa konnten bestimmen, welche Mutter als Mutter fähig war ihr Kind zu erziehen und welche Mutter unfähig war und diese dann zwingen, ihr Kind an eine von ihnen bestimmte Ersatzmutter abzugeben. Schon bei Säuglingen wurde während einer kurzen Phase dies praktiziert. Otto leitete Kinderpalaver und griff überall in die Pädagogik ein. Er war sehr streng und oft ungerecht, manchmal auch richtig brutal. Mir gefielen die Kinderpalaver überhaupt nicht. Doch ich sagte nichts, fühlte ich mich doch für den Bereich der Pädagogik, es gab mittlerweile 100 Kinder und eine eigene Schule, nicht zuständig und wollte mich nicht einmischen. Also wand ich mich ab und schloss hinter mir die Tür.

„Warum tust du dir das an? Du siehst doch, hier ist der falsche Weg!“

„Wieso? Wir streben nach dem freien Fluss der Gefühle.“

„Ja, das ist der wertvollste Teilaspekt dieser Kommune. Doch wie wollt ihr eine neue Gesellschaft gründen, wenn ihr die tradierten Werte so kritiklos übernehmet?“

„Die tradierten Werte? Wir sind besitzlos, also ohne privates Eigentum, was den Sinn für die Gemeinschaft schärfte. Wir üben uns im sozialen Gefüge Realitäten zu meistern. Wir lernen uns über die Kunst im Gefühlsdusel nicht länger zu verstricken ... und das nennst du ‚altes Gefüge‘?“ Carmencita schmolte und wandte sich ab.

„Was soll ich hier?“ Sie schimpfte. „Sie hört sowieso nicht mehr auf mich. Völlig verrannt hat sie sich – zusammen mit den anderen.“ Dann war Ruhe.

„Die wirklich interessanten Diskussionen laufen nur beim Otto,“ sagte Manfred und schon stürmte er erneut, einige Bücher und Schriften unter dem Arm, die Treppen hinauf an mir vorbei zum Otto. Er brauchte nur anzuklopfen und wurde sofort eingelassen. Es war die Zeit der langen philosophischen Diskussionen. Diese wurden meist unter den Männern geführt. Außer Clarissa forderte auch keine Frau wirklich ihr Recht ein, in der Diskussion ernst genommen und angehört zu werden. Ich hätte das nie gewagt, wäre auch nicht gehört worden, denn ich war viel zu tief in der Hierarchie. Sehnsüchtig sah ich, wie die heiß umworbene Türe zu Ottos Wohnung hinter Manfred wieder ins Schloss fiel. Ein kleiner Spalt, kurz ein freundliches Hallo, dann Bäng. Leere und Stille im weiten Flur des schlossartig gebauten Hauses. Sollte ich auch um Einlass bitten? Nein, da habe ich keine Chance.

Was war eigentlich geschehen in all den Jahren? Hatte mein Schatten doch Recht? „Ach was, ein Schatten kann nicht sprechen. Und außerdem habe ich diese Figur ja erfunden. Warum sie hier so lebendig rum rennt, verstehe ich eigentlich nicht.“ Innerlich schüttelte ich mich, um sie los zu werden. Warum verlor sich die alternative Idee hier in diesem Flur vor dieser verschlossenen Türe? Warum verglühten alle Liebschaften, Beziehungen vor dieser Tür zu Asche?

„Asche ist sehr heilsam, es sei denn, du hast Gift verbrannt.“ Carmencita versuchte erneut mich zu belehren.

„Vielleicht ist das hier alles Gift? Vielleicht sind die meisten Menschen hier vergiftet, einschließlich dir selbst? Vielleicht seid ihr alle Verräter eurer eigenen Ideen? Es ist euer Weg, den ihr euch selbst gewählt habt.“

„Aber wenn das so ist, warum ist das so? Warum zieht Otto alle so sehr in seinen Bann? Welche Magie wendet er an? Ist es die Kunst, die Selbstherrlichkeit, der Hochmut? Ist die unausgelebte orgastische Potenz wirklich die Basis der KF-Schädigung, die den Faschismus schürt?⁴³ Ist es wirklich der Privatbesitz, der allein für Ausbeutung und Ungerechtigkeiten bis hin zu Kriegen verantwortlich ist? Das ganze verwirrt mich. Ich bin auch viel zu wenig intellektuell gebildet. Aber etwas ist falsch an diesen Theorien. Sind sie zu kurz gegriffen? Haben wir diese Vorgaben wirklich alle erfüllt?“

Die Hierarchie war irgendwie daneben. Egal ob Männer oder Frauen: hatte einer von ihnen die Chance aufzusteigen und in den engeren Kreis um Otto zu gelangen, zerfiel sofort die vorher da gewesene Beziehung zwischen mir und dieser Person zu Staub. Sie kannten mich nicht mehr. Ich war Luft für sie geworden. Ja, mir schien es sogar so zu sein, als ob sie mir aus dem Wege gingen. Vielleicht gehörte ich im engeren Gespräch zu einer der gefährlicheren, negativen Sorte Mensch, die besser ausgezogen wäre als hier zu bleiben und deren Hartnäckigkeit beunruhigend wirkte. Diese Situationen quälten mich und stimmten mich traurig.

Carmencita lief wieder einmal wütend die breiten Flure des Lilibaus auf und ab. Sie hatte in der letzten Zeit weniger Geduld mit ihrem Schützling als früher:

„Jetzt sitzt sie mal wieder stolz beim Otto in der Runde und lauschte den Gesprächen dieser Menschen, die sie so außergewöhnlich, so fantastisch, einfach so bewundernswert empfindet.“

⁴³ Theorie von W. Reich

„Komm da raus,“ raunte mir Abraxis zu.

„Auf keinen Fall,“ entgegnete ich, „es hat lang genug gedauert, dass ich endlich mal hierher durfte.“

„Was willst du hier?“ wisperte eine fiese Hexe hinter mir. „Du bist ein mieses Dreckstück einst gewesen. Glaubst du, du wärest heute besser?“

„Was soll das Ganze. Was wollt ihr von mir?“ Ich blickte mich um. Keiner nahm Notiz von mir und diese Wesen konnte offensichtlich auch keiner sehen.

„Nichts, nichts, nur so,“ grinste ein Opa hinten links in der Ecke. Überall grollte und trollte es von irgendwelchen Stimmchen, ein Grummeln und Brummeln war das plötzlich und jedes wusste ein neues Liedchen anzustimmen.

Ich kriegte Paranoia. Hatte ich zu viel gekiff? Ich traute mich nicht mal mehr mich zu bewegen.

„Siehst du? So geht es einem, der seinen Weg so holprig geht.“

Das Gespräch am Tisch drehte sich um Zeiten des Aktionismus, um die Künstler der Szene von damals und heute, drehte sich um Politik, drehte sich um die Ökonomie in der Gruppe, um die Kinder und unsere Schule⁴⁴. Otto, die vielen Frauen und die wenigen Männer hatten etwas zu sagen, hatten etwas, was sie neu gestalten, verändern, verbessern wollten, aber letztendlich drehte sich alles immer wieder nur um die Liebe, um die Liebe zu Otto. Das Gespräch war beendet. Wir verabschiedeten uns freundlich und ich verließ den Raum.

Während ich in Gedanken verloren unser großes Wohngebäude durchstreifte und mich fragte, was hier eigentlich geschah, hörte ich zwei Frauenstimmen, deren Körper ich im Gang rechts hinter der nächsten Ecke vermutete. Bruchstücke ihres Gespräches erreichten mich: „Das war nicht immer so.“ – „Nein, das war es nicht.“ – „Einst dienten alle ihr.“ – „Es waren Dinge heilig, die heute tief verschmäht sind.“ – „Ja, das war so.“ – „Wie installierte er seine Macht?“ – „Es waren so viele Frauen dicht bei ihm.“ – „Liebte er sie?“ – „War es Verrat?“ – „Alles dreht sich.“

Trude kam um die Ecke. Sie war allein. „Hallo,“ sagte ich. „Hallo,“ antwortete sie. „Ich arbeite gerade an einer Studie, die beweist, dass erfolgreiche Frauen immer von ihrem Vater geliebte Töchter sind,“ begann sie zu erzählen. „Mmmh, wie hast du denn das erforscht? Wen hast du gefragt? Das glaube ich nicht, denn dann müsste ich auf jeden Fall erfolgreicher sein als ich bin. Mein Vater liebte mich nämlich sehr,“ entgegnete ich. – „Ja, aber hat er dich denn unterstützt in dem was du tust?“ – „Nein, nie, er wollte, dass ich so werde wie er es will.“ – „Genau das meine ich. Ich will herausfinden warum wir Frauen vom Lob der Männer so abhängig sind.“

„Bei uns sind die Frauen sehr dominant.“ Wieder drangen Gesprächsfetzen zu mir. Gustav hatte einige Gäste vor dem Lilibau auf dem roten Platz zu einer Führung versammelt. „Alle führenden Positionen werden von Frauen besetzt. Wir haben Familien gegründet, natürlich von Frauen geleitet, ... zuerst müssen die Frauen gewonnen werden, denn keine Frau lässt sich heutzutage so leicht übergehen... . . . die Frauen beanspruchen ihre Rolle, sie sind überall ... in der Versorgung, der Pädagogik, der Gesundheitsorganisation, auf dem Bau, ja auch der Bau wurde jahrelang von einer Frau geleitet Otto ist sehr beliebt bei den Frauen. Er umwirbt sie, ist spielerisch, humorvoll, charmant und er hört ihnen zu, wenn es um die Belange der Gruppe geht Frauen sind viel sozialer wie Männer. Frauen sind viel emotionaler, besser in der SD, kommen mehr rein, sind offener in ihren Gefühlen, direkter. Männer sind gut in der Ökonomie und im Denken. Da sind Frauen nicht so gut, aber Frauen halten letztendlich die ganze Gruppe hier zusammen.“

⁴⁴ Am Friedrichshof gab es eine eigene Schule. Wir waren in dieser Zeit ca. 80 Kinder und 300 Erwachsene, davon lebten ca. 150 Erwachsene am Friedrichshof
Seite 38 von 64

Ungefähr acht Jahre war ich nun schon hier. Ich hatte erkannte, dass ich nicht schlechter war als Ottos erste Frauen. Sicher, ich war keine herausragende SD-Künstlerin und hatte auch sonst keine hervorstechenden Eigenschaften. Ich war eher normal und in der Hierarchie meist im Mittelfeld. Wahrscheinlich war ich für die meisten da Oben eher unscheinbar. Aber ich hatte meinen Standpunkt gefunden. Ich wollte die Gestaltung in der Realität erlernen. Und so hatte ich mich entschieden in meinem Job hervorragende Leistung zu bringen. So würde ich positiv auffallen und den grauen Schleier der alten Zeit, dieser magischen Prophezeiung, endlich zerreißen. Es gelang mir beinahe. Doch eines Tages sagte Otto bei Tisch vor 150 Leuten zu mir „Und du gehörst zu den schlimmsten. Du hast mir damals in der Praterstraße ...“ die meisten wussten gar nicht, um was es ging! „Was war da? Was war da, Otto?“ Seine engsten Frauen bedrängten ihn. Er wies sie unwillig ab und wollte dazu keine weitere Stellung beziehen. Er schaute mich nur an, ich schaute ihn an und nickte und sagte: „Ja, ich weiß.“ Ich schaute ihm geradewegs in die Augen und spürte einen Anflug von Paranoia in der Luft. Die kam eindeutig von ihm. Seine Mutter, die manchmal an krankhaftem Verfolgungswahn litt und hier am Friedrichshof versorgt wurde, hatte manchmal auch so eine Ausstrahlung. Ohje, Otto, dachte ich bei mir, was geht hier ab?

Die Wochen flossen dahin. Ich arbeitete im Fahrtenbüro. Von hier aus organisierten wir alle Fahrten. Wir hatten 10 Autos für 150 Erwachsene und 100 Kinder. Der Friedrichshof lag ca. 20 Autominuten vom nächsten Bahnhof entfernt. Die Fahrten dorthin und nach Wien mussten gut koordiniert werden. Wir waren wirklich typisch deutsch, nämlich perfekt organisiert. Meine Arbeitsgruppe wurde von Monika, einer hochgestellten Frau, geleitet. Sie war bekannt dafür, dass sie in ihrem Leitungsstil gerne Männer bevorzugte. Vor allem liebte sie das berühmte Anziehungs-Ablehnungs-Spielchen, was die Männer wie Hündchen auf sie fixierte. Auch in unserer Arbeitsgruppe gab es einen Mann, den sie gerne bevorzugte. Das passte mir schon lange nicht. Außerdem gehörte sie zu den Frauen, die mich nicht mehr kannten, seitdem sie aufgestiegen war, obwohl sie sich vorher wie eine Freundin mir gegenüber verhalten hatte.

So kritiklos wie bisher wollte ich die Willkür der Oberen nicht mehr zulassen. Also entschied ich mich ihr in einer SD meine Eifersucht auf ihre Beziehung zu diesem Mann darzustellen. Das würde einer Anklage auf Zweierbeziehung gleich kommen. Bei nächster Gelegenheit offenbarte ich in der Rolle der eifersüchtigen Ehefrau unter ihrer Leitung all meine geheimsten Gedanken über diese Beziehung. Das tat seine Wirkung. Doch mit ihrem kühl kalkuliertem Gegenschlag, der für alle Zukunft jedem, der über sie Kritik äußern wollte, das Blut in den Adern gefrieren lassen sollte, hatte ich nicht gerechnet.

Noch am selben Abend wurde ich zum Otto gerufen und schon an der Türe von Paula, seiner Haushälterin, mit den Worten empfangen: „Du musst nach Düsseldorf gehen. Du fliegst hier offensichtlich raus. Monika hat sich beschwert.“ Ich war sauer über diese Bevormundung. Paula holte mich kurz rein und wir redeten sehr offen in ihrem Arbeitszimmer über den Vorfall. Auch sie kannte Monika gut. „Da hast du keine Chance. Wenn du sie gegen dich aufbringst, dann geh lieber,“ meinte Paula. In dem Moment hörte ich auf dem Gang einen hässlichen Lärm. Es waren drei Frauen der allerobersten Riege, die sich sehr vulgär ankeiften. Ich öffnete die Türe und sah, dass sie sich richtig an den Haaren rissen. Es waren drei Gruppenleiterinnen, die wie Furien aufeinander losgingen.

„Was ist denn hier los?“

„Oooch“, sagte Paula. „das passiert hier fast jeden Tag. Sie streiten um eine Nacht mit Otto.“ In dem Moment wusste ich, meine Zeit hier am Friedrichshof ist um. Innerlich wurde ich sehr ruhig und klar. Diesen Rauschmiss, der mich abstrafen und erniedrigen sollte, empfand ich schlagartig als Ruf, der mich erhöhte. Ich war bereit nach Düsseldorf zu gehen, denn das hier war mir entschieden zu primitiv.

Die 10 Jahre waren beinahe um. Ich hatte mich am Friedrichshof weitestgehend umgesehen, meine Möglichkeiten ausgelotet, hatte versucht in die Führungsgruppe der Kommune einzutauchen, um an der Gestaltung einer neuen Gesellschaft von hier aus mitzuwirken und festgestellt: hier ist für mich kein Platz. Ich hatte meine Beziehung für mich zu Otto Muehl geklärt, mehr war nicht zu erwarten oder zu erhoffen. Nun wollte ich, zum ersten Mal von Herzen gern, in eine der deutschen Stadtgruppen ziehen, um dort einen Beruf zu erlernen mit dem ich notfalls überall Geld verdienen könnte.

Tatsächlich hatte ich längst, ohne es zu merken, Stück für Stück meiner alten Ideale abgestrichen. Nur noch raus wollte ich aus diesem verwirrenden Sumpf, um mich dann über einen anderen Weg neu einzubringen, das soziale Gefüge unter den Menschen neu mit zu gestalten. Solange ich aber nur ein kleines Rädchen war, bettelnd um ein Quäntchen Aufmerksamkeit von dem Mann, der behauptete, bei uns haben die Frauen das Sagen, solange würde ich das nicht hinkriegen. „Gut wenn du jetzt fährst.“ Carmencita war versöhnt, denn sie sah ein Lichtlein am Horizont glimmen.

In der Düsseldorfer Gruppe war es relativ einfach für mich, mich einzuleben. Mit den Gruppenleitern, meist Frauen, hatte ich nicht allzu große Schwierigkeiten, da sie sowieso in einem Turnus von 4-6 Wochen wechselten. Die meisten von ihnen kannte ich persönlich kaum. In der Gruppenhierarchie stieg ich mal auf, mal ab. Bei jedem Abstieg musste ich mir Fragen beantworten, die mich letztendlich weiter brachten. So bewegte ich mich meist im oberen Drittel, was mir die Möglichkeit gab, in Entscheidungsgremien aktiv mit zu wirken und somit am Gruppengeschehen mit zu gestalten. Das alles gefiel mir sehr.

Die Arbeit in den Firmen machte mir großen Spaß. Ich hatte schnell Erfolge. Es fiel mir leicht ein Unternehmen im Ganzen zu überschauen. Organisatorisch entwickelte ich eine stetig ausgereifere Form. Schnell stieg ich hier die Leiter der Hierarchie hinauf. Wenn auch immer mal wieder als militant und herrisch beschrieben, wurde ich der Firma und damit der Gruppe auf diesem Weg endlich eine wichtige Mitarbeiterin. Schließlich geriet ich in eine derartige Begeisterung über meine Tätigkeiten, dass ich einem befreundeten Kollegen erklärte: „Ich will Managerin werden!“

Was für ein Quatsch war das? Korrumpiert von der Gesellschaft, wollte ich nun vollkommen einsteigen in den Weg meiner Familie, aus der ich mich so mühsam befreit hatte? Nein, nein, denn ich lebte ja hier in freier Sexualität und Gemeinschaftseigentum, mit zwar einigen Ungereimtheiten im gesamten Gruppengefüge, aber doch konnte ich hier, in Düsseldorf, Freunde gewinnen. Und das machte mir richtig Spaß. So war ich mir sicher, ich würde auch als Managerin dem Sumpf der Kleinfamilie nicht verfallen, denn mein Leben war geprägt vom Lebensstil unserer Kommune, nach außen verborgen, da angegriffen und verfolgt durch die Sektenbehörden der Kirchen.

„Nach außen seriös, nach innen pompös“ hörte ich ihn meckern. Abraxis huschte vorbei. Mir schien als beäugte er mich ein klein wenig zu gehässig.

„Wieso pompös,“ maulte ich zurück. „Wir leben doch hier nicht pompös!“

Auf Grund der immer wieder auftauchenden negativen Presse gegen uns hatten wir uns angewöhnt ein Doppelleben zu führen. Nach aussen traten wir ganz normal auf. Ich trug die in unserem Berufsstand übliche Kleidung. Auch war ich immer leicht geschminkt und trug dezenten Schmuck. Das Sprachspiel der gesellschaftlichen Schicht, in der wir uns bewegten, war mir aus meinem Elternhaus gut bekannt. Schnell lernte ich die notwendige Wortwahl, die es benötigte, um geschickt Verhandlungen zum Abschluss zu führen. Nach innen lebten wir

nach wie vor in viel zu engem Raum und dennoch pompös. Finanzielle Sorgen kannten wir nicht. Wenn etwas angeschafft werden musste, wurde ein Antrag dafür gestellt und genehmigt. Wir hatten immer das notwendige Kleingeld in der Tasche, um alltägliche Spesen zu begleichen. Konsumgüter interessierten mich nicht.

Ein Kernstück der Kommune war nach wie vor die freie Sexualität und die Selbstdarstellung. Hinzugekommen waren andere Medien der Kunst und das gebildete Gespräch über Kunst, Philosophie und Geschichte.

Verabredungen für die Nacht wurden meist schon Tage vorher geregelt. Wir Frauen hatten eigene Zimmer und feste Betten, die Männer mussten wandern. Auf Grund des Frauenüberschusses regelten sich die Verabredungen zu meinem großen Leidwesen oft über den Hierarchieplatz. Nicht jeder Mann, den ich begehrte, war so für mich zu haben. Doch nach wie vor lebte ich die freie Sexualität in vollen Zügen.

Die Zeit der Aktionsanalyse war schon lange vorbei. Die Selbstdarstellung in unterschiedlichsten Gestaltungsformen, als Materialaktionen, als ausdrucksstarke Tänze, als Konkurrenzdarstellungen mit mehreren KommunarInnen, als Video-Rollenspiele, als durchgestaltete Einzelaktion (Performance) oder als spontane Theaterstücke mit Masken, blieben ein weiteres Herzstück unserer Gemeinschaft.

So kamen wir alle von den unterschiedlichsten Jobs am Ende eines gestressten Arbeitstages wie in Mutters Schoß zurück in unser Kommunehaus: Klamotten aus; erst mal in die Sauna; dann ins Bett, dann Essen⁴⁵; Zeichnen, SD-Abend, Nachtgespräche. Die Tage waren angefüllt mit einem vielfältigem Programm im regen Wechsel von Spannung und Entspannung. Auch die Wochenenden waren klar strukturiert mit Angeboten für die Entspannung und die schöpferische Weiterbildung: kreative Workshops, interessante Vorträge, ausgedehnte Gruppenwanderungen in die Natur und kleine Pausen für den Rückzug oder für persönliche Verabredungen.

Emotionale Spannungen unter uns arbeiteten wir in regelmäßigen „Gruppenpalavern“ auf, in denen jede Person einzeln, außer dem Leiter, in der Runde besprochen wurde. Das Palaver endete in der Regel mit der Neuwahl der Hierarchie. Weiter führten wir zu Hause regelmäßig emotional geleitete Arbeitsgruppensitzungen durch, mit Reden und SDs, in denen die Spannungen aus der Arbeit angesprochen und aufgearbeitet wurden. Alle 4-8 Wochen fuhr die ganze Gruppe zum Friedrichshof, um dort ein Gruppenwochenende, ein sogenanntes Marathon unter der Leitung von außenstehenden Gruppenleitern durchzuführen. Höhepunkt war ein öffentliches Gruppenpalaver während des SD-Abends mit Otto. Diese Wochenenden waren für uns alle eine emotionale Waschmaschine und beflügelten regelmäßig die Stimmung in der Gruppe und in den Firmen.

Mit den Jahren wurden am Friedrichshof Gruppenleiter-Palaver eingeführt, so dass auch die GLs⁴⁶ sich der Kritik der Gruppe, die sie gerade geleitet hatten, stellen mussten, um sich selbst zu verbessern. Das alles schweißte uns zusammen. All diese Rituale wurden bis zum Ende der Kommune beibehalten.

Doch im Inneren war jeder für sich allein. Kritik am Überbau der Kommune konnte nur sehr vorsichtig und diplomatisch, „konstruktiv“ angebracht und im Laufe der Jahre nur noch im Sinne der Führungselite geäußert werden. Es war ein hin und her für mich zwischen der Gestaltung eines gelebten Gesellschaftsexperimentes und der Armseligkeit eines unterdrückten Mitläufertums. Letzteres schlich sich mehr und mehr unmerklich ein, denn sich

⁴⁵Es war bereits gekocht und eingedeckt, denn die Arbeiten im Haushalt wurden entweder durch eine interne Arbeitsgruppe durchgeführt oder waren nach Außen vergeben.

⁴⁶Abkürzung für Gruppenleiter

schlecht fühlen hieß: „mangelndes Bewusstsein haben“. Dieses Bewusstsein war mir nicht greifbar. Glaubte ich es zu erfassen, flutschte es mir gleich wieder durch die Finger wie ein nasses Stück Seife. Die Hoffnung auf eine positive Veränderung erfüllte sich nicht. Die Entwicklung zeigte bereits Züge von monarchischen Strukturen.

„Das ist nur eine Übergangsphase,“ so hofften wohl die meisten von uns.

„Auch die Hierarchie wird sich wieder auflösen. Irgendwann werden wir alle wieder am Friedrichshof leben, gemeinsam mit unseren Kindern am Badeseer See uns nackt tummeln, glücklich und friedlich wie eine wilde Horde Urmenschen. Irgendwann ...“ Dieser Traum verwirklichte sich nie. Wir waren längst im Räderwerk der Konventionen gefangen, auch wenn sie andere Vorzeichen trugen als die, aus denen wir ausgebrochen waren. Ein Entkommen war nur schwer möglich und für mich, trotz aller Schwierigkeiten, auch nicht diskutabel. Schließlich hatte ich mein ganz persönliches mir selbst gestecktes Ziel mit Autoritäten und öffentlichen Persönlichkeiten angstfrei umzugehen, noch nicht ganz erfüllt.

„Der Kampf um Anerkennung führt zur Selbstkorruption.“ Wer flüsterte mir gerade jetzt diesen Satz hier ein? „Doch die große Göttin war nie fort... aber sie verlor in der Zeit alle Priesterinnen während die hohen Priesterinnen und ihre Priester sich einst allein der hohen Göttin und ihrer Götter verantwortlich gewusst, so kam eine Zeit, da sie ins hohe Amt des Königs eingetreten, allein ihm zu Gefallen redeten ...“

Ich hätte schwören können, das war die dunkle Stimme eines alten Mannes. Aber weit und breit konnte ich niemanden sehen.

Wer war dieser Otto im Gesamtgefüge? Für Manche verkörperte er das Böse. Für Manche verkörperte er das Gute. Was aber war seine Aufgabe hier in diesem Spiel auf Erden?

„Ich glaube nicht mehr an das Gute im Menschen“, sagte er einmal. „Ich habe mich geirrt. Der Mensch ist im Grunde schlecht.“ Ich war schockiert. Otto war angetreten mit einer lichtvollen Vision. Diese Vision war mehr als er und wir erfassen konnten. Im Moment dieser Aussage, so schien es mir, hatte er alles, gleich eines angegangenen⁴⁷ Kindes, in Bausch und Bogen hingeworfen und verraten.

Ambivalent führte er ein Leben ganz im Dienste der Kunst. Doch welcher Geist beflügelte sie? Die Kunst ist immer heilig. Sie ist der Ausdruck der Götter. In seiner Kunst zeigte er sich selbst und uns, wer wir als gutmeinende Menschen auch noch sein können: Herrscher und Beherrschte, Opfer und Täter, Mörder und Gemordete, Verletzte und Verletzende, Liebende und Hassende. Die anderen sind immer die Bösen.

„Beide Vertreter findest du immer in einer Person. Schau hin! Denn nichts geschieht ohne Grund.“

„Doch wie bitte soll ich verstehen, wenn einer dem anderen Leid zufügt, dass dies das Gute sei?“

„Und das Seelchen bat: ‚Ich möchte das Vergeben erlernen. Kannst du es mir beibringen?‘ Da antwortete ihr Freund, der eine andere gute Seele war: ‚Gut, ich bin bereit es dich zu lehren. Aber vergiss bitte nie, wer ich wirklich bin.‘ Und damit senkten beide sich im Strudel der Zeiten hinab in die Körper je eines Menschen. Was dann geschah ... wir werden sehen, ob das Seelchen vergaß, wer der Täter war, der es so sehr verletzte.“

„Mmmmh, das klingt in manchen Ohren sicher grauenhaft.“

„Sicherlich. Findest du es schön verletzt zu werden? Und wie willst du in deiner beschränkten Sicht die Schuld erkennen können?“

„Ja, stimmt, über das Erdenleben hinaus gedacht ... dennoch, die Gesellschaft braucht Strukturen ...“

„Ja, das braucht sie. Und sie braucht ein hohes Bewusstsein.“

⁴⁷ Österreichisch für „kritisiert, geschimpft“

Die Wolken verzogen sich. Die Sonne brach für den Bruchteil eines Augenblicks den diesigen Nebel.

Angezogen anfänglich durch die Kommunelehrgänge, später durch umfangreiche Kulturarbeit blieben die Leute. Sie blieben vor allem wegen Otto Muehls charismatischer Ausstrahlung. Seine Fähigkeiten faszinierten. Diese waren untrennbar verbunden mit der Faszination eines gelebten alternativen Gesellschaftsmodells. Nachdenklich ging ich zurück ins Haus.

Doch auch Otto opferte sein Leben ganz der Gemeinschaft und der Idee. Von morgens bis abends ging es zu bei ihm wie in einem Taubenschlag. Er hatte seinen eigenen Terminplan zu erfüllen. Audienz folgte auf Audienz. Mit Mühe schaffte er sich zwei Stunden am Tag Ruhe, um sein Tagebuch zu schreiben. Dieses wurde dann gleich von der Doku-Leitung⁴⁸ abgeholt und zum Abtippen und zur internen Veröffentlichung in die Arbeitsgruppe weiter geleitet. So lernte er wohl sich zu disziplinieren genau so wie wir. Wir alle dienten einer Idee, die er „das Ganze“ nannte. Doch wie durch Geisterhand zentrierte sich „das Ganze“ immer wieder auf ihn, verzerrte das Bild und musste erneut entzerrt werden. Das verkrampfte ihn und Krankheiten zeigten sich.

Über die Jahre erkannte ich mehr und mehr, dass die künstlich aufgebaute Hierarchie meine Schwierigkeiten wie ein Vergrößerungsglas hervorgeholt hatte. In ihrer Strenge und Öffentlichkeit, kein Privat war zugelassen, forderte sie uns alle heraus, falsche Gefühle und Verlogenheiten „auszubrennen“. Vorwürfe wurden mir ausgetrieben mit der gnadenlosen Peitsche einer Gruppendoktrin, Selbstmitleid ebenso und so hörte ich auf mich selbst zu beweinen, denn der Vorwurf und das Selbstmitleid lenkten mich ab zu sein die ich bin. Und doch war mir immer bewusst: alles hat seine Berechtigung. Ohne Vorwürfe hätte ich niemals Kritik äußern gelernt. Ohne Selbstmitleid wären die Schleusen zu meinen tiefen Gefühle möglicherweise immer noch verschlossen. Ich stieg immer wieder ein in den lodernden Schmerz meiner alten Narben und Verletzungen und durchwatete den tiefen Sumpf meiner Emotionen, lotete aus wo sich Aggressionen, Ängste, Selbstmitleid und Minderwertigkeiten bei mir angesiedelt hatten und übte mich in einer lockeren, angstfreien, sozialen und öffentlichen Kommunikation. Ich wollte keine Geheimnisse haben vor mir selbst. Hilfsmittel für mich waren die Malerei, mein Tagebuch, die Selbstdarstellungen und meine Arbeit. Hier übte ich verschiedene Facetten meines emotionalen Selbstausdrucks und fühlte mich sozial ident.

Über den Weg der Kunst lernte ich im Laufe der Jahre meine Gefühle kennen und mutiger zu gestalten. Ich lernte sie zuzuordnen. Ich lernte mich mit ihnen bewusst zu konfrontieren und wurde nicht mehr so stark von ihnen überrannt. Ich lernte letztendlich dadurch mein Gefühlsleben selbst aktiv in die Hand zu nehmen, wodurch ich meine Beziehungs- und Kontaktfähigkeiten deutlich verbesserte, viel besser als früher meine Anliegen auch öffentlich durchsetzen konnte und Mut und Vertrauen fasste in meinen eigenen kreativen Fluss.

Ich hatte mich mit der Hierarchie arrangiert und begann mich stärker als früher in das Gerangel um die höheren Hierarchieplätze mit einzuklinken. Dabei wurde ich auch schon mal gemein, um einen besseren Platz zu erhalten. Ich hatte mich entschieden mit Haut und Haar alles einzusetzen, was mir zur Verfügung stand, um mich endlich nach oben zu schaffen. Der Weg über die Firmen und die Gruppenhierarchie hier in Düsseldorf schien mir eine Chance zu bereiten.

Carmencita sah mir zu. Sie raufte sich die Haare. Ihre Silberfäden begannen sich zu verheddern. Sie war zornig. Sie war überaus zornig. Sie wollte heim. Nein, hier wollte sie

⁴⁸ Leitung der Dokumentation

nicht bleiben. Aber sie hatte keine Chance. Ihre planetare Mutter würde sie jetzt nicht zurückberufen. Sie hatte „ja“ gesagt zu diesem Job. Sie war bereit dieses Erdenkind zu begleiten. Aber das hier war ihr zu viel.

„Du kämpfst hier nur um Erfolg und soziale Anerkennung! Du willst immer nur die Beste, die Erste sein. Wohin bist du eigentlich geraten? Kein Wort mehr von der Liebe. Warum tust du das hier eigentlich?“ Sie schimpfte mit mir. Aber ich wollte sie nicht anhören.

Ich träumte, sie sei weggefliegen zu den Sternen. Sie würde nicht mehr wiederkommen. Ich träumte, sie sei zornig gewesen. Richtig sauer war sie, noch schlimmer als neulich im Lilibau. Ich träumte, ich wäre nun ganz allein hier auf der Erde. Mir wurde bitter kalt. Ich wachte auf. Der Mond schien zum Fenster hinein, die Vorhänge bauschten sich. Ich hob meine runtergefallene Decke vom Fußboden auf, kuschelte mich ein und fragte mich allen Ernstes: „Was machst du hier eigentlich? Warum bist du eigentlich hier? Wem willst du zu Gefallen sein? Es ist ein undurchschaubares emotionales Wirrwarr hier überall. Otto ist als Neureicher abgerauscht, gibt furchtbar an mit irgendwelchen gigantischen Projekten und ist viel zu streng mit den Jungen und auch mit einigen erwachsenen Männern liefert er sich regelrechte Hahnenkämpfe.“

Die Männer waren bei uns weit weniger dominant als draußen in der Gesellschaft. Otto ließ sie nicht hochkommen. Es gelang keinem von uns, weder den Männern noch den Frauen, ihm seine Grenzen aufzuzeigen, was letztendlich dazu führte, dass er immer selbstverliebter wurde und sehr viele Männer und Frauen nach und nach auszogen.

„Mich hat es übrigens mal wieder erwischt,“ sagte ich – zu mir? Zum Mond? Egal.

„Er ist wirklich extrem ungerecht, richtig eiskalt kann er sein. Was habe ich mit seiner Kleingeistigkeit zu tun?“

Ich döste wieder ein. Carmencita kam noch einmal vorbei:

„Und deine Kleingeistigkeit? Dein Wunsch ganz nach oben zu kommen? Dein Wunsch dem Geld, der Ehre und Karriere zu dienen? Dein Wunsch alles besser, alles anders zu machen? Deine materiellen Verstrickungen?“ Ich schlief ein. Carmencita blieb.

Früh am nächsten Morgen wachte ich auf. Heute Nacht hatte ich allein geschlafen. Das war gut so. Da ich noch viel Zeit bis zum Frühstück hatte, nahm ich mir Papier und Stift und begann aufzuschreiben, was mich bedrückte:

„Was hatte mich all die Jahre veranlasst hier zu bleiben?

Was will ich eigentlich von meinem Leben?

Will ich die erste Frau sein? Will ich so sein wie Clarissa?

Will ich reich und erfolgreich sein? Will ich geliebt und geehrt sein, so wie unsere Spitzenverdiener?

Will ich ins Lexikon, so wie Otto es will?

Nein, das will ich alles nicht. Das ist mir zu wenig, viel zu wenig!

Was interessiert mich Position, Geld und Besitz? Was interessiert mich Ruhm und Ehre?

Warum sollte ich geboren sein, um so einem minderwertigen Ziel nachzueifern? Nein, das will ich nicht.

Was aber will ich wirklich?

Will ich mich nach wie vor selbst entwickeln?

Will ich mich nach wie vor mit dem Blick auf das Leben künstlerisch auseinandersetzen?

Ja, schon, das ist spannend, aber das ist auch zu wenig. Da dreht sich alles im Kreis. Da muss noch etwas sein, etwas, was meiner Seele gut tut, wenn ich es sage.“

Unwillkürlich musste ich mich erinnern. Lange hatte ich nicht mehr daran gedacht wie ich damals vor gut 10 Jahren in diese Gruppe eingezogen war. Ich war angetreten eine Meisterin, eine Lehrerin zu finden, sozusagen eine gute Hexe, die mich die Sprache meines

Bauchgefühls lehren sollte, weil ich es so oft nicht verstand. Meine Mutter konnte für mich diese Rolle nicht übernehmen. Sie war selbst zu verstrickt in ihren Themen. Eine andere Frau, die mich beeindrucken konnte fand ich nicht. Belinda ... ja Belinda war eine warmherzige, gute Frau. Sie wusste viel über Gefühle. Aber sie war es nicht. Sie konnte es nicht sein, weil sie in ihrem alltäglichen Leben so eng gedacht hatte. Anders kann ich es nicht beschreiben. Ihre Sorgen ... sie hatte keinen übergeordneten Blick. Also war ich bereit den Umweg über einen Mann zu gehen. Außerdem bot diese Gruppe uns Frauen immer wieder neu ein interessantes Lernfeld.

Ich schrieb weiter:

„Ich will etwas bewegen in dieser Welt. Ich will mich beteiligen an der Entwicklung der Menschen hin zum Frieden. Ich will herausfinden, woran es liegt, dass der Mensch sich so wenig kennt. Ich will heraus finden, wie das zu ändern ist und ich will verstehen, worum es hier auf der Erde überhaupt geht.“

„Na bitte, noch etwas verworren und zu eng gesehen, aber ein Anfang.“ Carmencita war zufrieden – für's erste – und flog fort.

Und jetzt? Will ich diese Menschen hier in dieser Gruppe als meine Lehrer weiter anerkennen? Ich hatte Schlüsse und Konsequenzen zu ziehen, wusste aber nicht wie.

Das Hierarchiegeplänkel und der Trubel um die Anerkennung durch Otto und Clarissa begannen mich anzukeln. Und doch stand ich selbst mitten drin.

Könnte Clarissa vielleicht doch diese gesuchte Lehrerin sein? Habe ich das überhaupt schon ausreichend geprüft? Ja, ich fürchtete mich vor ihr und mir war klar, meine strenge Mutter könnte mir diese Projektion in die Wiege gelegt haben. Aber - ich sollte es prüfen bevor ich meine Entscheidung treffe.

Clarissa kam nach Düsseldorf. Ich hielt ihr Kommen für eine politische Reise. Clarissa brauchte Verbündete, damit sie ihren Hierarchieplatz nicht gegen ihre stärkste Konkurrentin, die eine sehr beliebte Gruppenleiterin war, verlor. Sie war keine Gruppenleiterin. Sie lebte als Künstlerin, Schulleiterin, Mutter und Geliebte. Neben Otto am Friedrichshof war sie die größte Vertrauensperson für viele. Nach meiner Wahrnehmung füllte sie die Rolle als erste Frau in einer so großen Gruppe wirklich aus und war bemüht die sozialen und emotionalen Verwicklungen immer wieder neu zu bereinigen. Dafür schätzte ich sie sehr.

Menschlich aber war Clarissa eine Frau, die ich kaum kannte. Um so mehr bewunderte und fürchtete ich sie. In ihrem permanenten Kampf um ihre Liebe und Anerkennung vom Otto erstaunte sie mich immer wieder durch ihre emotionale Schärfe und Klarheit. Hier wollte ich ihr auf keinen Fall ins Gehege kommen. Manchmal schimmerte in ihr eine kindliche Weichheit, ein anderes Mal eine großartige feminine Haltung. Dafür gab ich ihr immer wieder neu meine volle Sympathie.

Nach Düsseldorf kam sie alleine. Das würde mir die Chance geben sie zu prüfen. Ganz ohne ihren „Hofstaat“ wirkte sie auf mich eher klein, zusammengesunken und etwas grau. Aus der Nähe betrachtet war sie bei weitem nicht die strahlende Persönlichkeit, die ich bisher in ihr gesehen hatte. Ihre Unsicherheit ließ sie für Augenblicke eine von uns werden, wenn da nicht ihre Unnahbarkeit, ihre herrische und unberechenbare Art gewesen wäre. Ich hatte ihre Nähe bisher immer gemieden. In ihre Fänge, in ihre Abhängigkeit wollte ich nicht geraten um meiner selbst willen. Jetzt, ohne den Schutz ihres Clans wirkte sie auf mich plötzlich so verletzlich. Ja, sie erschien mir sogar ein ganz klein bisschen dumm, ein bisschen zu naiv zu sein. Waren ihre faszinierenden, sehr emotionalen Selbstdarstellungen nur angepasster Schein? Nein, das kann nicht sein! All diese Gedanken verwirrten mich. Ganz anders als ich ihre Persönlichkeit auf Grund ihrer öffentlichen Auftritte am Friedrichshof mir abgeleitet

hatte, erschien sie mir hier. War sie möglicherweise nur sehr gut angepasst, eine Art Kommunestreberin? Sie hatte die harte Schule, neben Otto bestehen zu müssen, durchlaufen. Die harte Schule der Hierarchie aber blieb ihr verborgen. Sie war eine von uns, nur dünkte ihr, sie sei mehr als das.

Ich trat auf sie zu. Ich wollte mit ihr sprechen, mich vergewissern und ich wollte sie prüfen. Doch ich blitzte mächtig ab. Es waren mehrere Leute im Raum. Der SD-Abend sollte bald beginnen. Sie sprach über uns, über die Gruppe. Ich fand einen Weg mich in das Gespräch einzuklinken. Es ging um die Firma. Und ich erhielt eine Abfuhr, die war so herablassend, so ungerechtfertigt und so gemein, dass ich mich schüttelte. Sie ließ sich nicht prüfen. Sie witterte Gefahr. Und ich erkannte sie: eine kleine, schwache, hochegoistische Person mit hohen Gaben und keiner Fähigkeit Liebe zu vermitteln. Nein – die Lehrerin, die ich aufgebrochen war zu finden – die ist sie nicht. Bestenfalls könnte sie einmal als ehemalige Weggefährtin eine gute Freundin sein.

Doch in dem Moment beschlich mich noch etwas anderes. Es war wie eine Ahnung die Gewissheit werden wollte. Der Reifeprozess aber fehlte ihr noch. Ja, vielleicht war er ihr sogar abhanden gekommen durch meine eigene große Schwäche im Umgang mit Frauen und meinem kindlichen Wunsch von ihnen geliebt zu werden und zwar bedingungslos wie von einer guten Mama. Und ich fragte mich: gibt es in meiner Zeit, in diesem Leben, in dieser Gesellschaft überhaupt Frauen, die das leisten können was ich suche? Gibt es mütterliche Mütter?

„Die Macht benutzt die Liebeswünsche.“ Carmencita huschte vorbei. „Bitte jetzt nicht. Das ist hier eh schon alles peinlich genug.“ Ich duckte mich ab. „Die Mutter,“ begann Carmencita zu dozieren, „jede Mutter als stellvertretende und empfangende Gottesliebe liebt ihr Kind bedingungslos, während das Kind die Liebe bedingungslos mal gibt, mal fordert, denn es ist hilflos und pflegebedürftig. Ist die Mutter selbst gezeichnet vom Liebesverlust, weil ihre Mutter und deren Mutter schon nicht mehr in der Lage war ihr Kind bedingungslos zu lieben, wird sie es nicht können. Die alten Völker verehrten die Mutter, weil sie darum wussten. Ihr verehrt die Mutter, obwohl das alte Wissen euch verborgen blieb. Aber ein Hauch von altem Wissen ist in euch. Schau, darin liegt Clarissas Kraft.“ Und weg war sie.

„Vielleicht ist es eine Irrlehre zu denken nur Menschen sollten mir die Mysterien des Lebens zeigen. Vielleicht sind es ganz andere Ebenen, die hier – verbotenerweise – zu beschreiten sind.“ Kurz kam ich mir vor wie Eva, die Mutter alles Lebendigen, im Paradiesgarten, die sich trotzig gegen ihren Herrn und Unterdrücker wehrte. Der Mann, der viele Frauen so lange Zeiten knechtete, indem er diese dumm und süß behielt. Und ich beschloss die Frucht der Liebe zur Erkenntnis selbst zu pflücken und die Lehre zu empfangen. Kurz blitzte die Erinnerung des „Halleluja“ auf dem Hügel auf, das faltige Gesicht des alten Mannes mit den verschmitzten Augen und die glockenhell lachende Stimme der Carmencita, die mein Schatten war. Abraxis aber rieb sich die Hände und grinste von Ohr zu Ohr. „Jetzt wirst du mich wohl doch noch mal besuchen kommen.“

Die Vision verschwand. Etwas verdattert fand ich mich im SD-Saal vor Clarissa sitzend wieder und ich wusste: der Weg ist frei um neu gegangen zu werden.

Wir Frauen hatten in der Kommune eine gute Position. Die oberen Hierarchieplätze belegten überwiegend Frauen. Die meisten Gruppenleiter waren Frauen. Aber für wen waren sie die Priesterinnen? Für ihren Otto. Und das ging mir gegen den Strich. Ich verachtete meine Geschlechtsgefährtinnen für ihren Verrat an sich selbst und war doch selbst nicht besser. Doch solange ich hier lebte, war ich gezwungen sie anzuerkennen, denn sie waren über mir in

der Hierarchie und leiteten auch unsere Gruppe. „Das machen sie auch zum Teil sehr gut,“ beurteilte ich ihre Leistung im heimlichen Gespräch ein wenig von oben herab, „sofern sie menschlich bleiben und nicht dauernd ihr „Otto hat gesagt ...“ nacherzählten.“

Die starke Frauendominanz hatte den Vorteil, dass die Belange der Schwangeren, jungen Mütter und Kinder im Gruppenalltag weit nach vorne gestellt wurden, obwohl auch hier die Rivalitäten unter ihnen negative Folgen zeigten, denn im Kampf gegeneinander ließen sie die Willkür ihres Meisters zu und bejubelten sie sogar, nur um in den Augen ihrer Rivalinnen „besser beim Otto angesehen zu sein“. So gab es auch grausame Zeiten für die Kinder. Otto wiederum nahm an, in seinem blinden Zorn, dass die Liebe der Frau zum Kind der Ersatz für einen Geliebten sein könnte und ließ demzufolge Mutter und Kind trennen, damit der Keim der Zweierbeziehung nicht wieder erneut gesetzt, die Kommune eines Tages doch noch zerstören könnte. Clarissa erhielt eine Ausnahmeregelung. Sie war geschickt genug ihre Kinder mit Vorbildfunktionen, gemäß ihres Status, auszustatten und alle ließen es – mehr oder weniger widerwillig – zu.

Bisher hatte ich kein Kind gewollt. Ich hielt mich noch für zu labil. Doch jetzt war ich schon Mitte 30. Ich musste mich entscheiden. Und schlagartig wurde mir klar – es war wie wenn ein Schleier vor meinen Augen weggezogen würde - die Hierarchie kann doch genau so gut als Spiel betrachtet werden: jeder Platz ist gleich viel wert; jeder einzelne Platz hat seine eigenen, hohen Qualitäten; der obere Platz beinhaltet die Aufgabe etwas anzuleiten; der untere Platz beinhaltet die Aufgabe zu lernen, ohne Konkurrenz zu unterstützen, frei und ohne Widerwillen, auch wenn der Leiter schwächer ist als ich. Wenn ich oben war, musste ich mir die Themen sehr genau überlegen, denn sie sollten alle interessieren, sonst wäre ich schnell wieder abgewählt worden. Wenn ich unten war und ich nicht gekränkt in tief verletzter Eitelkeit mich quälte, so war es hier oft sehr entspannend, einfach nur zuzuhören, ab und zu mal etwas zu sagen, mich anregen zu lassen – mehr nicht.

Es gab keine schlimmen Folgen außer dem leidigen Thema von „Zimmerwechsel“ sobald ich abgestiegen war - wie lächerlich und zeitaufwendig das doch war. Oder das Rücken bei Tisch, wenn ein Strukturoberer kam und unbedingt genau dort sitzen wollte, wo ich saß, was ähnlich wie in einer Tierhorde war, unter Menschen allerdings albern wirkte. Also rechnete ich mir bei Tisch den Platz aus, an dem ich sicher nicht mehr rücken musste und genoss den Platz, wo ich gerade war.

„Otto hat immer vertreten, die Hierarchie sei ein Spiel. Okay, ich nehme das jetzt an.“ Und da ich gerade auf den allerletzten Platz gerasselt war, Otto hatte mich so weit hinuntergesetzt beim letzten Palaver am Friedrichshof, war es nun meine Aufgabe, mich in meinen neuen Erkenntnissen zu erproben.

Es war die Zeit, in der Otto das Oberste nach unten kehrte, ein selbtherrliches, diktatorisches Spiel, das seine Macht erproben sollte und es war die Zeit, in der Clarissa es durchzusetzen verstand, dass er sie heiratete. Wie wenn der Schleier der Isis sich gelüftet hätte, erkannte ich meine Gefangenschaft und ich erkannte, dass für mich diese Hierarchie ein geniales Werkzeug war, zu lernen, mich an jedem Platz der Gruppe wohl zu fühlen, ohne mich zu verbiegen.

„Die Heimat der Liebe und das Selbstvertrauen darf niemals von außen als zu speisen erwartet werden, sondern es ist eine andere Quelle, menschenunabhängig, die sie speist.“ Dieser Satz floss mir aus der Feder. Was für eine Erkenntnis! In dem Moment fühlte ich mich zum ersten Mal wieder frei und ich entschied ein Kind zu wollen.

„Den Mann wähle ruhig und sachlich aus.“ Mein Schatten huschte vorbei.

Ich entschied mich halb für die Berechnung und halb für die Emotion. Ich wählte vier Männer als meine Favoriten aus. Zwei von ihnen sollten hoch in der Struktur und idealerweise Gruppenleiter sein. Ich persönlich wollte einen guten Kontakt zu ihnen haben. „So kann ich mein Kind vor Otto's Übergriffen mit ihrer Hilfe optimal beschützen. Außerdem könnten sie ein Garant für einen fließenden Kontakt zu Clarissa sein, sofern sie bis dahin nicht bei ihr in Ungnade gefallen sind. Sollte es zu Anschuldigungen und Intrigen kommen, lassen sich diese bekanntlich am besten in der direkten Kommunikation klären.“ Die anderen wählte ich nach purer Vorliebe aus. Dem Schicksal wollte ich so den Lauf der Dinge überlassen. Ich war mit der Entscheidung sehr zufrieden. Zum ersten Mal seit langem hörte ich genau hin auf mein Bauchgefühl. Es war wieder da und ich spürte, alles war gut.

Es war eine Zeit in der schon viele Frauen Kinder bekommen hatten. Die Frauen, die etwas auf sich hielten, wünschten sich ein Kind von Otto. Otto wehrte sich immer mal wieder dagegen, aber sie redeten ihm zu und schmeichelten ihm: er sei der genetisch wertvollste Mann von allen, flüsterten sie ihm ein. Das ließ er sich immer gefallen.

Es war die Zeit, in der die Männer bereits aufgestanden waren, um ihre eigene Vaterschaft bei den Frauen und vor Otto einzufordern. Es war die Zeit, in der das Tabu der Zweierbeziehung bereits zu bröckeln begann. So wurden sie nicht mehr ganz so streng verfolgt und manche Paare fanden sich, um gemeinsam ein Kind zu zeugen und zu empfangen.

Manche der Frauen hatten lange schon probiert ein Kind zu bekommen. So einfach ist es ja nicht, ein Kind auf Kommando zu empfangen. Ich aber wusste, warum auch immer, ich würde sofort schwanger werden, wenn ich es nur wirklich wollte. Und so kam es auch. Eine Hochstimmung durchströmte mich. Etwas Neues würde sich in mir regen. Zum ersten Mal in meiner Kommunezeit beschäftigte ich mich intensiver mit dem Thema der Pädagogik.

Der Berufsstand Mutter wurde 100%ig als Berufsstand anerkannt. Schwangere galten bei uns als „heilige Kühe“. Es war das Anliegen aller, dass es den Frauen in der Schwangerschaft an nichts fehlte, sowohl emotional als auch materiell. Schwangere, ab dem 6. Monat und junge Mütter waren von der Arbeit und der Hausarbeit befreit und hatten so Zeit sich zu bilden, Kunst zu machen und sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Das hatte Clarissa durchgesetzt. Die Kleinkinder wurden so lange gestillt, bis sie sich selber abstillten. Das konnte auch mal erst mit 4 Jahren sein.

Die Kinder hatten einen sehr hohen Stellenwert in der Kommune. Es lebten zu dieser Zeit ca. 100 Kinder aller Altersgruppen am Friedrichshof. Die Schwangeren und jungen Mütter waren in Müttergruppen, die Kinder in altersspezifischen Kindergruppen organisiert. Zeitweise gab es ein eigenes Kinderhaus, ähnlich wie in einem Kibbuz, wo die Schulkinder alleine lebten. Das führte aber zu einer Verrohung, die wir so nicht wollten. Später wurden am Friedrichshof „Familien“ gegründet, die aus etwa 30 Frauen, Männern und Kindern bestanden. Damit sollte für die Kinder eine überschaubare Geborgenheit geschaffen werden.

Im Bereich der Pädagogik wurde viel experimentiert. Die Experimente gingen stark von Otto und Clarissa aus. Die leiblichen Väter spielten lange keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle und waren meist unbekannt. Die Mutter war für das Kind die wichtigste Bezugsperson und danach kam die Kindergruppe der Gleichaltrigen. Um so unstimmgiger war die Phase, während der die kleinen Kinder von den Müttern getrennt und oft sehr jungen Ersatzmüttern anvertraut wurden, um die Mutterfixierung auf das Kind zu unterbinden.

Otto führte ein sehr strenges, oft auch ungerechtes Regiment, das mich stark an das Gehabe eines alten Dorfschullehrers erinnerte, nur mit dem Unterschied, dass er in seine Pädagogik

aktionistische Elemente mit einflocht, die aber den Kindern nicht weniger brutal die Macht und Stärke eines übermächtigen Ziehvaters und Lehrers ins Bewusstsein brannte. Vor allem bei den wilderen Jungens erprobte er gnadenlos diesen Stil.

Die Kinder wurden in allen kreativen Bereichen sehr gefördert. Sie lernten hervorragend malen und zeichnen, sie lernten Rollenspiel, spielten in Filmen mit, lernten Musik, lernten von Klein auf an in der Öffentlichkeit aufzutreten, anfangs beim Kindertanzen⁴⁹, später bei Auftritten und in der SD. Sie lebten überwiegend in ihrer Kindergruppe, die ihnen bei Konflikten mit den Erwachsenen Halt und Freundschaft bot. Diese tiefen Kinderfreundschaften behielten die allermeisten auch im Erwachsenenalter bei. So legten ihnen Otto und ihre Mütter sowie alle Pädagogen ein sehr hohes kreatives Potential und ein sehr gut ausgebildetes Feingefühl für Gruppenprozesse und für Kunst als Geschenk in die Wiege.

Die Schwangerschaft brachte mich aus dem materiellen Leben wieder zurück zu meinem Traum. „Es muss mehr geben zwischen Himmel und Erde, als wir allgemein vermuten,“ dachte ich. Ich erinnerte mich an einen ursprünglichen Ansatz von Otto: die kosmische Energie über die SD und die Sexualität einfließen zu lassen in das Leben. „Die SD würde ich jetzt allgemein mit *Kunst* bezeichnen, die Sexualität um das Wort *Kommunikation* erweitern. Rein körperlich, rein geistig und seelisch ist alles mutiger zu verbinden, als wir es hier tun. Es gibt mehr bewusste Gebilde als den Menschen. Der Mensch ist hier um etwas zu lernen und zu bewegen. Möglicherweise ist es die Verbindung von kosmischem und irdischem Bewusstsein, schreibe ich in mein Tagebuch. ‚So denken auch nur Schwangere,‘ dachte ich und musste lächeln, denn tief in mir spürte ich jetzt ein altes Wissen, eine tiefe Weisheit wie nie zuvor, ohne es in Begriffe fassen zu können. ‚Ja, es stimmt schon, wenn Otto scherzhaft sagt: ‚Die Schwangeren werden alle debil.‘ Auch ich verspürte keinerlei Lust mehr die Verstandeswege analytisch zu beschreiten. Ganz Anderes regte sich in mir. ‚Woher kommt Inspiration und Kreativität? Woher kommen Gedanken und Ideen? Und wer eigentlich sind Abraxis, Carmencita und der alte Mann?‘

Noch bevor ich schwanger wurde, hatte die Kommune begonnen, ausgelöst durch den Atomsupergau in Tschernobyl, auf La Gomera Häuser und Wohnungen anzumieten und zum Teil auch zu kaufen. Zum ersten Mal seit Gründung der Kommune machten wir, immer abwechselnd in kleinere Gruppen, Urlaub. Das hatten wir bis dahin strikt abgelehnt. Die Urlaubsstimmung mit ihrer Unabhängigkeit von allen Gruppenritualen gab mir innerlich wie äußerlich ein Freiheitsgefühl zurück, das ich sehr genoss. Diese innere Befreiung wirkte sich im Außen aus: die Rituale lockerten sich, die Kommunetabus begannen Risse zu bekommen, das eigene Denken setzte wieder ein. Dies sollte schon bald im Außen Wirkung zeigen.

Mittlerweile hatten alle von uns diese sonnige Urlaubsinsel ins Herz geschlossen. Während der ersten Monate meiner Schwangerschaft entstand die Idee auf La Gomera eine Bucht zu kaufen. El Cabrito, zu deutsch: ‚kleines Zicklein‘, war eine ehemalige Obstplantage mit einigen Häusern und drei Stauseen. Es war und ist ein Ort von bezaubernder Magie. In den Gruppen wurde viel Geld erwirtschaftet. Das ganze Geld nun in El Cabrito zu investieren, in diese und noch andere Grundstücke und Sonderimmobilien, fanden ich und einige andere trotz unserer Liebe zu dem Standort nicht richtig. Wir waren keine 17 mehr und auch keine 20. Wir waren erwachsen geworden, hatten Kinder und waren erfolgreiche Mitglieder einer Genossenschaft, die unser utopisches Gesellschaftsexperiment wirtschaftlich trug. Geplant hatten wir, 10 Jahre hart zu arbeiten, viel Geld zu verdienen und dann alle

⁴⁹ Die kleinen Kinder gingen jeden Abend in die Mitte und tanzten oder liefen im Kreis herum, während die Erwachsenen sie anfeuerten und beklatschten. Wenn sie noch nicht laufen konnten, wurden sie herumgetragen und hampelten freudig auf dem Arm der Mutter dem Publikum entgegen, wie wenn sie winken oder tanzen würden.

zusammen zum Friedrichshof zu ziehen, um dort unseren Traum des gemeinsamen Künstler- und Kommunelebens, der stammesähnlichen Wahlfamilie zu verwirklichen. Wir wollten mit unseren Kindern zusammen sein, in der Kunst forschen, uns emotional und schöpferisch weiter entwickeln, ein freies, kreatives Leben führen. Dieser Traum ist, das wurde mir und anderen schlagartig klar, mit diesen Ankäufen ausgeträumt. Deshalb waren wir dagegen. Doch zu dieser wichtigen, wegweisenden Entscheidung wurden wir nicht gefragt. Außer einigen „Eingeweihten“ stimmte keiner darüber mit ab. Allein unser neu gewählter Öko-Chef⁵⁰ schien sich dagegen zu stellen. Doch offensichtlich hatte er keine Macht mehr, denn das Geld ließ die gesamte Führungsriege, einschließlich Otto, wie Neureiche Grundstücke und Häuser kaufen, herrschaftliche Lebensführung praktizieren und ihren MitstreiterInnen und denjenigen, die das Geld verdienten auf den Rücken herum tanzen. Es hatte die Macht übernommen. Sie schienen uns wie ihre Angestellten, ihre Leibeigenen oder sogar ihre Arbeitssklaven zu betrachten. Sie lebten auf viel zu großem Fuß und das schienen sie nicht einmal zu bemerken. Ich war mir vollkommen sicher: sie waren dem „Sumpf der Kleinfamilie“ oder dem kapitalistischen System völlig bewusstlos verfallen.

Die ganze Kommune drohte weiter abzugleiten in ein monarchisches System. War diese Entwicklung ernsthaft nur ein Übergangsstadium? So wie das Embryo alle Entwicklungsstufen der Menschheit durchlaufen muss, bevor es geboren wird, so glaubten wir, wir müssten jetzt alle Phasen der Gesellschaftsentwicklungen noch einmal im Schnelldurchgang durchlaufen, bevor wir die neue Form einer gelebten Utopie gebären können. Die Oberen erfreuten sich dabei an den Genüssen eines verschwenderischen Lebens, die Unteren waren bereit den christlich geprägten Leidensweg der Passionszeit zu gehen. Vielleicht war das der Grund, warum keiner von uns, die wir dort lebten, diese Entwicklung bis zum Ende hin zu stoppen versuchte. Wir alle waren darin gefangen. Hier tickerte ganz offensichtlich ein uraltes Programm im Hintergrund.

Mit dieser Kaufentscheidung zeigte sich ein weiteres Mal deutlich die Spaltung in der Gruppe. Künstler als Gruppenleiter und Chef-Pädagogen waren die Elite und hatten den gleichen Dünkel wie die obersten Schichten in der bekämpften Kleinfamilie. Wir, die anderen, waren das arbeitende Volk. Die Muehlkommune, aus dem Freiheitsimpuls der Kunst heraus geboren, war in eine Schiefelage geraten. Die soziale Plastik droht zu zerfallen. Sie hatte ihren zukunftsweisenden Charakter längst verloren.

Am Friedrichshof lebten mittlerweile viele Kinder. Die Friedrichshofer Schule wurde als Internat geführt. Frauen hatten vier oder fünf Großfamilien gegründet, die sie sehr engagiert leiteten. Sie teilten sich untereinander die Sorge um Kinder und Männer. Aber sie waren alle die Geliebten eines Herrn, dem sie aufrichtig und hingebungsvoll bedingungslos dienten. Das korrumpierte die Kraft ihrer Weiblichkeit und verengte ihre Sicht für das Wohl aller. Die Kinder mussten sich der Hierarchie ihrer Mütter fügen und bereits in jungen Jahren wurden sie selbst hierarchisch geschult. So durfte ein gemeinsamer Sohn von Clarissa und Otto sich als Thronfolger und kleiner Prinz gebärden, wenn er auch streng in den Bereichen soziales Verhalten und Kreativität gefördert wurde. Andere Kinder, die sich diesem Diktat nicht fügen wollten oder konnten hatten es sehr schwer, auch dann, wenn ihre Mütter die Leiter der hierarchischen Anerkennung einigermaßen hoch geklettert waren. So gab es Richter und Gerichtete, Kläger und Angeklagte, Spitzel und Bespitzelte, Zofen und Herrinnen, Herren und Knechte, Künstler und Pinselwäscher und natürlich auch die Hofphilosophen und Mätressen – und es gab immer wieder neue Intrigen am Hofe.

⁵⁰ Chef der gruppeneigenen Ökonomie

Bald schon lebten auf El Cabrito einige KommunarInnen und der Ausbau begann. Eine Kläranlage wurde gebaut, die Häuser wurden Zug um Zug renoviert, die Wasserversorgung vollständig erneuert und verbessert, eine Stromversorgung wurde gelegt. In die Bucht führt keine Straße. So musste alles Baumaterial mit einem extra dafür angeschafften Schiff angeliefert werden. Auch alle Besucher und die Bewohner fuhren mit dem Schiff zwischen der Hauptstadt San Sebastian und El Cabrito hin und her. Im Winter und bei Sturmfluten gingen wir zwangsläufig zu Fuß: 1 1/2 Stunden steil bergauf und bergab führt ein schmaler, alter Pfad nach San Sebastian. Wir hatten zwei Esel dabei, Mutter und Sohn, für das Gepäck. Der Pioniergeist war wieder erwacht und schweißte die Kommune über alle Spaltungen und Schwierigkeiten hinweg noch einmal neu zusammen.

Der ewige Sommer des kanarischen Klimas förderte die Zuversicht. Die Stimmung war schöpferisch erregt. Die Bucht liegt unmittelbar am Atlantik und reicht bis hinauf in den Regenwald. Die Obstbäume tragen Mangos, Avocados, Orangen, Zitronen und Feigen. Die Bananepflanzung ist weitläufig. Ein Gemüsegarten wurde angelegt. Herrliche exotische Blumen blühen dort das ganze Jahr. Für die Kinder ist dieser Ort ein wahres Paradies: keine Autos, freier Zugang zum Strand, der ganz nah an den Häusern liegt, Wasser mit vielen kleinen Tierchen, die dort zu fangen und zu beobachten sind, schwarzer Sand, Vulkangestein und Wildnis. Von morgens bis Abends konnten wir am Strand und in der Pflanzung verweilen, lange Wanderungen über die Insel machen und uns mit Kunst und kreativem Ausdruck beschäftigen. Das Leben dort hätte wahrhaft paradiesisch sein können, für alle.

Vom ersten Tag der Schwangerschaft an war ich glücklich. Ich genoss in vollen Zügen diese fantastische Zeit, in der wir Frauen in der gesamten Gemeinschaft eine sehr hohe Unterstützung und Achtung erfuhren. Mit mir waren acht weitere Frauen schwanger aus den unterschiedlichsten Städten. Alle Frauen brachten damals noch ihre Kinder am Friedrichshof zur Welt. So fuhren auch wir ab dem 6. Monat zum Friedrichshof und blieben dort bis nach der Geburt. Otto und viele Friedrichshofer lebten zusammen mit den Kindern in dieser Zeit schon auf El Cabrito. So war der Friedrichshof relativ leer und auch spannungsfreier als normal. Ich lernte diesen Ort von einer ganz neuen Seite kennen. Wir trafen uns zu ausgedehnten Spaziergängen, zum Malen und Zeichnen und zu Gesprächen über unsere Schwangerschaft und die bevorstehende Geburt. Viele Frauen hatten schon vor uns ihre Kinder bekommen. So konnten wir auf ihre Erfahrungen und natürlich auch auf ihre Einrichtung und die Kleidung zurück greifen. Frei von gesellschaftlichen Verpflichtungen genoss ich diese Zeit sehr. Endlich hatte ich unbeschränkt Zeit mich schöpferisch weiter zu bilden.

Doch dieses Leben hatte natürlich auch seine Schattenseiten. So entdeckte ich bei mir die Trauer keinen Mann an meiner Seite zu haben. Das überraschte mich und erwischte mich auch unerwartet. War das ein altes Programm, das jetzt durch die Hormone ausgelöst wurde? Ich sehnte mich ganz eindeutig nach einer Zweierbeziehung. Das hatte ich die ganzen Jahre über nie erlebt. War das natürlich? Konnte die Geborgenheit in einer Gruppe, in einer Gemeinschaft diese Sehnsucht doch nicht ersetzen? Oder war unsere Gruppe nicht stark genug, zu verworren die ganzen Konflikte hier? Vielleicht hatte ich ja auch ein Problem mit der gesellschaftlichen Moral meines Elternhauses: ohne Ehe kein Kind!

Ich übertrug diese Trauer auf unseren „Stammesfürsten“ Otto. Er hatte mittlerweile viel Erfahrungen mit schwangeren Frauen sammeln können. Hatte er nicht groß angekündigt, er würde sich besonders um die Schwangeren und die jungen Mütter kümmern? Und ausgerechnet jetzt, während unserer Schwangerschaften, war er die ganze Zeit in El Cabrito. Sehr komisch. Er fährt da seinen Egotrip und redet vom „Ganzen“ ... sehr komisch. War ich

nur fixiert auf ihn? „Er kann mir den Vater meines Kindes nicht ersetzen. Er kann mir den Stamm, die fehlende Gemeinschaft nicht ersetzen. Nein aber er könnte doch mindestens mal nachfragen, wie es uns geht.“ Kein Wort kam von ihm in den wöchentlichen Botschaften. Kein Gruß, nichts, was mich wirklich überzeugt hätte, dass er an meiner Schwangerschaft, an meinem Kind interessiert war.

Stattdessen hörte ich von Materialschlachten in El Cabrito. Neureich wurden riesige Festgelage gefeiert. Es waren fantastische Gelage, immer mit einer spontanen Malaktion von Otto dabei, die für die Einheimischen und für viele Gäste und Künstlerfreunde veranstaltet wurden. Es war sicher hohes Niveau und wirklich toll anzusehen in den Filmen, die sie uns wöchentlich schickten. Doch die Verhältnismäßigkeiten zum Rest der Gruppe stimmten überhaupt nicht mehr. Die Proportionen waren in Richtung Selbstverherrlichung, Prunk und Kitsch verschoben. Es waren herrschaftliche, königliche, fürstliche, aristokratische, monarchische Gelage. Es war barock, ja beinahe schon rokoko, es war Louis XIV, es war antirevolutionär, es war verräterisch, es war elend und es war mir zuwider. Wen wollte er toppen? Dann schickten sie einen Film mit einem Kinderpalaver. Die Kinder waren etwa vier Jahre alt. Einen Jungen schlug er sogar. Er drohte ihm offensichtlich zu frech zu werden. Der Junge hatte einen germanischen Götternamen von seiner Mutter erhalten. Wir schwangeren Frauen saßen da und waren alle schockiert.

„Ist er irre geworden?“

„geworden ... geworden...“ echote es im Raum.

„Ja, vielleicht war er schon immer irre gewesen, aber das geht jetzt zu weit!“

„Er hat einen viel zu sehr groben Umgang mit Jungen.“

„Du bist da auch nicht eingeschritten.“

Kurz blitzte das Bild einer Erinnerung auf:

Mein ehemaliger Volksschullehrer donnerte den Kopf seines Schülers mehrmals heftig gegen die Schultafel, auf der mit weißer Kreide eine ungelöste Mathematikaufgabe stand: „Die werde ich dir einhämmern, einhämmern... einhämmern. Kapiert du jetzt? Jetzt? Jetzt... einhämmern ... jetzt einhämmern.“ Wieder und wieder dröhnte der Kopf des Jungen rhythmisch gegen das Holz.

Ein anderes Bild überlagerte das erste:

Otto zog einen etwa acht Jahre alten Jungen über den Tisch Dahinter tauchte ein weiteres Bild auf. Es ließ die anderen transparentartig vor sich stehen:

Meine Klassenlehrerin aus dem Gymnasium: „Zivilcourage ist die Bereitschaft überall unerschrocken seine eigene Meinung zu vertreten ... alles dem Menschen mögliche dafür zu tun ... auch wenn das eigene Leben bedroht ist.“

Ihre Stimme hallte in meinem Ohr. Es war wie Musik, die Überlagerungen der Töne und der Bilder, eine Oper, eine Lebensoper. Mir wurde übel.

„Zivilcourage hast du nicht,“ äffte zu allem Überfluss noch dieser Zwerg.

„Zivilcourage ist verloren

du bist zu Höherem geboren

willst dich ganz weit nach vorne schieben

und nicht befassen mit den Hieben

die andre vor dir abbekommen

dein Herzlein, ja, da ist beklommen

dein Seelchen aber, liebes Kleines

ist weit, weit fort“

Ich begann zu heulen.

Als der Geburtstermin nahte, schien sich in der Realität alles gegen mich verschworen zu haben. Das Kind wollte nicht kommen, der Arzt wurde nervös, Otto und seine Leute würden bald zurück sein. Am Friedrichshof entstand eine Nervosität, die sich anscheinend auf mich

übertrag. Doch letztendlich lässt sich kein Seelchen von diesen äußeren Bedingungen abhalten seinen ihm eigenen optimalen Geburtstermin zu wählen, auch wenn er äußerlich über einen medizinischen Eingriff erfolgen muss.

So gelang es letztendlich meinem Sohn mich rechtzeitig in die Klinik zu lotsen und er kam pünktlich an seinem Termin zur Welt. Als er mich ansah mit seinen dunklen Augen, wusste ich, er ist der Richtige. Die tiefe Weisheit eines Neugeborenen blickte mich offenherzig und voller freudiger Erwartung an. Es war, wie wenn wir uns schon ewig kennen würden. Endlich hatten wir uns wieder. Eine tiefe, eine unglaublich intensive Liebe entbrannte zwischen uns, eine Liebe, die sehr viel mit Vertrauen, mit Wärme und mit einer hohen Reinheit zu tun hat.

In dieser Zeit wuchs der Widerstand in den Gruppen und in den Arbeitsgruppen am Friedrichshof enorm. Es bildeten sich Paare, die sich ihre Zweierbeziehung nicht mehr ausreden ließen, Künstler schufen ihre eigenen Werke und ließen Ottos unerbittliche, scharfe Kritik nicht mehr zu, die KommunarInnen aus den Stadtgruppen forderten für den Ausbau der Stadthäuser mehr Geld und waren nicht mehr so ohne weiteres bereit, alles Geld, das sie verdienten, an den Friedrichshof abzugeben. Viele zogen in dieser Zeit aus. Oft gab es danach großen Streit und hohe Geldforderungen, denn ein Auszug aus der Kommune und damit aus dem Gemeinschaftseigentum war wirtschaftlich völlig unregelt. Große Unzufriedenheit verbreitete sich auch unter den Jugendlichen. Die Kinder vom Friedrichshof ließen sich die Willkür von Otto nicht länger gefallen.

Einst war die Idee, dass wir durch die Einführung dieser strengen Hierarchie das hierarchische Denken in uns selbst eines Tages ad absurdum führen und damit auflösen würde. So würde sich, so die Annahme, über das künstlerische Mittel der Übertreibung auch die äußere Hierarchie zwangsläufig wie von selbst auflösen. Doch da die menschliche Unzulänglichkeit weit tiefer sitzt als gedacht, konnte dieses Mittel nicht greifen. Jetzt hatte sich die Hierarchie dem freien Fluss entwunden und scheinbar wie von selbst zu erstarrenden Formen hin entwickelt, in die, wie in eine steife Etikette schon die kleinsten Kinder eingepasst wurden. Unsere selbst erfundene Gegenkultur war mehr und mehr zur Unkultur geworden. Sie hatte längst die Herrschaft in unserem sozialen Gefüge durch unser eigenes uns innewohnende Denken übernommen. Daran haben wir alle mitgewirkt, jeder auf seine Art.

So wie Otto bei mir in den ersten Monaten durch seine außerordentliche Eitelkeit und seine große emotionale Impulsivität nicht erkannte, was Kunst und Schülerin, was Wahrheit und Realität ist, so passierte es ihm auch mit den nun herangewachsenen Mädchen. Dem Wahn verfallen, sie alle retten zu müssen vor dem Fluch der Kleinfamilien-Sexualität, wollte er sie, einem katholischen Popen gleich, vor teuflischem Unheil erretten, die Jungfrauen schützen vor dem Drachen, dem Unhold, dem drohenden Fixierungsteufel der kleinfamiliären Zweierbeziehung.

Heranreifende Mädchen spielen generell sehr gerne mit ihren frisch erblühenden, weiblichen Reizen, wie mit einem neuen Spielzeug, denn sie sind ja noch halb Kind und halb nur Frau. Der Wunsch sich zu erproben und die erwachsenen Frauen nachzuahmen und auch zu übertrumpfen ist ihr gänzlich unschuldiges Spiel. Es ist ihnen vollkommen unvorstellbar, dass ein Mann, der immer schon ihr Vater, Onkel oder Lehrer war, sich nun von ihnen wie von einer großen Frau verführt fühlt – ganz im Ernst – und schwach wird, wie er meint, zu Recht. Dieses Denken führt überall in der Gesellschaft zu Missbrauch. Galt es früher noch als selbstverständlich, dass junge Mädchen schon mit 12 und 14 alte Männer heiraten mussten, so sollte diese Zeit auch in den Köpfen der Männer längst vorüber sein. Mit sexueller Freiheit hat das ganz sicher nichts zu tun. Doch ein Missverständnis der Freiheit war es allemal. So

ließ sich auch Otto nicht bremsen selbstverliebt zu glauben, was er wollte: „Diese Mädchen wollen alle nur mich.“

Doch für die Mädchen war und blieb er ein alter Mann, dem sie als ihr bewunderter Lehrer und Vater zugleich vertrauten. Mit ihm begannen sie ihre ersten pubertären Spielchen zu spielen in schönen Kleidern, mit Tänzen und Koketterien. Das haben wir doch alle so gemacht, heimlich mit den Stöckelschuhen unserer Mütter durch die Wohnung stolziert, den ersten Lippenstift probiert und kichernd dann das alles den Freundinnen erzählt. Nur bei uns war alles Heimlichkeit. Die Sexualität war ja auch versteckt. In der Kommune aber war alles offen. Wie hätten sie ihre weiblichen Spiele denn dort verstecken sollen? Hier schnappte eine böse Falle zu.

Im Glauben sie seien ihm verfallen, forderte er sie heraus, mit ihm zu schlafen. Und wenn sie es nicht wollten? Nun, ich nehme an, er war der Meinung, die Sexualabwehr habe sie bereits fest im Griff und er müsse sie jetzt therapieren. So forderte er für sich die erste Nacht, das Recht der alten Fürsten, das *prima noctus* ein. Fatal waren die Folgen, fatal für die jungen Frauen, fatal für den alten Mann, fatal für die vielen, die halb oder voll bewusst Mitwissende waren oder auch nur zu sein schienen.

Der Staat schlug zu, denn einige der Ausgezogenen hatten es gemeldet; die Medien folgten nach. Diesmal konnten sie den „Schweinemuehl“ hinter Schloss und Riegel stecken.

Diese Tatsache stand bereits bei der Geburt meines Sohnes drohend in der Luft, war aber noch un-be-greifbar. Allerdings fiel auf, dass Otto, aus Gomera zurück gekehrt, keinerlei Interesse mehr an Babies, kleinen Kindern und jungen Müttern hatte. Es schien ihm alles viel zu viel zu werden. Doch ich war im siebten Himmel. Es war mir herzlich egal, was um mich herum los war. Ich wollte mich nur um mein kleines Baby kümmern. Alle jungen Mütter wurden in den ersten Tagen und Wochen nach der Geburt wundervoll betreut und verwöhnt. Eine junge Mutter war ähnlich wie eine Schwangere für uns eine Frau in einer ganz besonderen, sehr wertvollen Kraft. Alle Frauen sind in dieser Zeit sehr ident, sehr emotional, sehr klar. In den ersten Wochen wurde die Versorgung vollständig von der Haushaltsorganisation übernommen. Für die Kinderbetreuung sorgten die Müttergruppen selbst und einzelne Männer und kinderlose Frauen übernahmen immer wieder gerne Kinderdienste, so dass wir Mütter dann frei hatten. Keine von uns musste sich um den Haushalt kümmern. Finanziell waren wir bestens versorgt. Wir hatten genug Zeit für unsere Kinder. Sogar der Behördenkram wurde uns abgenommen. Bis hin zur Vereinbarung der Arzttermine war alles bei uns arbeitsteilig geregelt. Es gab eine sehr gute interne Versorgungsorganisation um uns alle herum.

Nach und nach schälte ich mich aus meinem Mutterkokon wieder heraus und fand mich in die Gemeinschaft wieder ein. Es hatte sich etwas verändert. Entweder war es durch meine veränderte Sicht oder es war etwas im Außen. Otto wirkte auf mich kühl und fremd. Ich hatte das Interesse an dem Gerangel um den Kontakt zu ihm und die obersten Männer und Frauen verloren. Einige der potentiellen Väter meines Sohnes nahmen mit uns Kontakt auf. Er war sofort überall beliebt. Manche nannten ihn den „Herrn Professor“, weil er so aufgeweckt, schon von Anfang an so neugierig sich umschaute.

Otto entwickelte eine unangenehme Verächtlichkeit gegenüber uns jungen Müttern. Kaltschnäuzig und hocharrogant erlebte ich ihn in den unterschiedlichsten Situationen, meist, wenn andere, oft auch externe, kommunefremde Gäste auf Besuch waren. Es war schon peinlich wie er sich uns gegenüber verhielt, wenn wir uns auf dem Weg zum Schüttkasten begegneten, wir, einige junge Mütter mit Kinderwagen oder Tragetuch, er mit einigen Gästen und ein oder zwei KommunardInnen. Kurz hatte ich den Verdacht, wir sind ihm peinlich.

„Vielleicht hat er Angst, wir könnten gleich unsere Tutteln⁵¹ auspacken und die Kinder in aller Öffentlichkeit säugen.“ Wir mussten lachen.

Um mich und meinen kleinen Sohn diesen Spannungen nicht länger aussetzen zu müssen, wollte ich schnellstmöglich weg vom Friedrichshof. Das klappte auch sehr schnell. Die Düsseldorfer Firma forderte mich an und schon früh konnte ich dort wieder stundenweise arbeiten. Das aber galt in der Kommune als Frevel. Die Mutter sollte sich in der gesamten frühkindlichen Prägungszeit, die bis zum dritten Lebensjahr ging, idealerweise vorwiegend um ihr Kind kümmern, damit die Prägung kreativ, harmonisch und entspannt verläuft. Eine frühkindliche Schädigung ist nach der Lehre von Sigmund Freud⁵² irreparabel. Außerdem lag unser Anspruch darin, dem Kind von klein auf an sehr viele kreative Anregungen zu bieten. Es war bis dahin unvorstellbar, dass eine junge Mutter freiwillig zurück kehrte in einen stressigen Beruf. Fast jede Frau wollte am Friedrichshof und in der Nähe von Otto und Clarissa bleiben. Sie glaubten, damit für ihr Kind das Beste zu tun. Da ich es allerdings am Friedrichshof weder harmonisch noch entspannend empfand, wollte ich fort. Was die anderen über mich reden würden, war mit egal. Für mich galt nur mein Sohn. Eine Perfektion als Mutter zu erreichen erschien mir sowieso unmöglich. In dieser Zeit verstand ich, dass ich als Mutter niemals in der Lage sein werde, alle emotionalen und seelischen Bedürfnisse, die mein Kind hat, abzudecken. Deshalb war ich sehr dankbar über die Gemeinschaft, in der ich lebte. Ich dachte mir: die vielen unterschiedlichen Männer und Frauen nehmen mit ihm einen so individuell verschiedenen Kontakt auf, dass sein Erfahrungsspektrum, was die Kommunikation betrifft, sehr umfassend ist. Ich war froh und dankbar, dass mein Kind nicht mit mir alleine oder in einer kleinen Familie in einer kleinen Wohnung aufwachsen musste. Das tröstete mich über meine Schwächen hinweg. Er hatte hier genug andere Bezugspersonen und war mir nicht auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Alle unsere Kinder waren vom Babyalter an eingebunden in Kindergruppen. Ich aber lebte mit dem kleinen Amadeus alleine in Düsseldorf. Das hatte es bisher noch nie in der Kommune gegeben: ein Einzelkind unter lauter Erwachsenen. Er war der kleine Prinz. Er musste sich nie mit dem Hierarchiegerangel der Mütter und der Erwachsenen auseinandersetzen.

Immer wieder setzte ich mich dafür ein, dass noch andere Mütter mit ihren Kindern zu uns nach Düsseldorf kämen. Aber es klappte nicht. Amadeus war bereits 15 Monate alt. Alle fanden ihn süß. Der Gruppenleiter Charly hatte ihn endlich als seinen Sohn angenommen. Erst jetzt zogen andere Mütter mit ihren etwa gleichaltrigen Kindern in unser Düsseldorfer Kommunehaus ein. Das war schön für uns. Schon bald hatten wir eine Kindergruppe von 8 Kindern zwischen 15 Monaten und 4 Jahren aufgebaut. Das empfand ich als sehr großen Luxus. Es war ein tolles Leben für uns. Amadeus entwickelte sich zu einem sehr sonnigen Kind und lebte beliebt und geborgen im Gruppenverband in eine neue, in seine Welt hinein.

Lange hatte auch ich gehofft, die Hierarchie wäre noch immer nur ein Übergang in eine freiere Lebensgemeinschaft. Auch glaubte und vertraute ich fest auf unsere Ideale. Bei einem Urlaub auf El Cabrito mit meinem damals 12 Monate alten Sohn musste ich mit Entsetzen feststellen, wie marode die Strukturen bereits geworden waren. Otto muss in dieser Zeit viel Alkohol und andere Drogen konsumiert haben, denn er wirkte immer, wenn ich ihm begegnete, etwas weit weg.

⁵¹ österreichisches Wort für Brüste

⁵² Die größte Gefahr für ein Kind liegt nach seiner Ansicht in der Schädigung während der oralen, analen oder genitalen Phase, weil diese Schädigung tief eingepägt wird und nicht mehr rückgängig zu machen ist.

Die Friedrichshofer, Otto und seine engere Familie wohnten im Herrenhaus. Viele der ständigen Bewohner von El Cabrito lebten in den kleinen Arbeiter-Reihenhäuschen oder im Container. Als ich dort ankam war ich freudig erregt und sehr glücklich endlich eine Auszeit von der Firma nehmen zu können. Die Doppelbelastung Kind und Firma war trotz der vielen Hilfen anstrengend, denn wie immer wollte ich alles perfekt machen. Ich freute mich auf Ruhe, Entspannung, das Meer, Freunde aus anderen Gruppen und neue kreative Erkenntnisse.

Über die beengte Wohnsituation wusste ich natürlich Bescheid. Aber die Situation, die wir hier erlebten, fand ich empörend. Vier Frauen, vier Männern und vier Babies waren in jeweils einem Zimmer mit etwa 30 qm in einem der Reihenhäuser gemeinsam untergebracht. Es wohnten in einer Reihe der Reihen-Arbeiterhäuser, die jeweils nur aus 2 Zimmern bestanden, etwa 15 Kleinkinder. An Schlafen war mit den vielen kleinen Kindern nicht zu denken.

Die meisten der auf El Cabrito lebenden Frauen hatten bereits Einzel- oder Doppelzimmer. Es war Rita, die mich darauf aufmerksam machte. Rita war Mutter von zwei Kindern. Ihr Sohn war etwas jünger als meiner. Sie lebte nun schon einige Zeit hier und hatte das ganze Unterbringungsverfahren genau beobachtet – und sie war verärgert. Waren wir es nicht, die das Geld für dieses Luxusleben verdienten? Hatten wir uns nicht vorgenommen, 10 Jahre gemeinsam hart zu arbeiten und dann von dem Ersparten alle zusammen friedlich zu leben und an unserem Weg weiter zu forschen? Durch großwahnsinnige Immobilieneinkäufe auf Gomera und luxuriöses Konsumverhalten der Oberen, sowie durch prahlerisch und aufwendig ausgerichtete Feste für die einheimischen Politiker und für prominente Gäste aus der deutschen und österreichischen Kunstszenen drohte das Vermögen gegen Null zu schmelzen. Rita legte mir ihren Plan zurecht, ein Konzept, wie die Unterbringung besser verteilt werden könnte. Wenn jede Frau in einem Doppelzimmer leben würde, dann hätten alle den gleichen Wohnstandard. Das wäre gerechter und viel angenehmer zum Wohnen. Selbst wenn wir das Tabu Clarissa und Otto und seine ersten Frauen nicht angreifen würden, wäre eine deutliche Entspannung der Wohnsituation einfach herbei zu führen.

Schließlich zettelte ich eine Revolte an. Gemeinsam mit verbündeten Frauen und Männern entschieden wir mit den ständig dort lebenden Frauen, für die kurze Zeit unserer Urlaube die Zimmer immer zu zweit zu teilen. Das sprachen wir mit Otto ab, der einverstanden war. Dann sprach ich es mit der gefürchteten Clarissa ab, die mir gar nicht zuhörte. Also entschied ich: wir machen es. Männer zogen aus um Betten zu tauschen.

Doch eine der Frauen, die mir gegenüber ihr Einverständnis gegeben hatte, wandte sich hintenherum mit Hilfe von Monika an Otto und Clarissa, um sich zu beschweren und erreichte mit ihrer Intrige, dass ich vor sicher 400 Leuten öffentlich für mein Verhalten kritisiert wurde. Es war eine absurde Situation. Es war Mittagessen. Der Raum war brechend voll. Viele hatten keinen Sitzplatz mehr gefunden. Alle Kinderstühle waren belegt. Irgendwo in einer der hintersten Reihen stand ich mit meinem Sohn auf meinem Arm und trank etwas. Gleich würde ich abgelöst werden von Antonio, dann könnte ich mich in Ruhe zum Essen hinsetzen. Es war warm aber nicht schwül. Der Esssaal war provisorisch in einer der ehemaligen Bananenhallen am Meer eingerichtet worden. Dort ging immer ein Lüftchen.

Otto, Clarissa und Monika sowie einige andere Frauen gingen mich scharf an. Ich war empört und Amadeus schrie. Recht hatte er. Er wollte das nicht hören. Ich auch nicht. Leider konnte ich mir zwar dadurch kein Gehör verschaffen, es war alles einfach zu laut und ich stand viel zu weit weg von meinen Angreifern, aber mir reichte es. Ich erkannte, die Ideale waren dahin. Sie hatten mir gerade selbst den Beweis dafür geliefert. Es ging nur noch darum sich Plätze

und Pfründe zu sichern. Interne Korruption hatte sich breit gemacht. Jeder Funke von Gemeinschaft im Umkreis von Otto und dem Friedrichshof bzw. El Cabrito war verloren. Hier in El Cabrito erinnerte alles an die Anfänge des Friedrichshofes. Es war der alte Pioniergeist, der hier noch einmal in dieser sonnigen paradiesischen Umgebung sich zeigte. Es war ein hilfloser Versuch über das Außen zu kitten was innerlich längst zerbrochen war. Die Ziele der alten Kommune waren schon mit ihren Anfängen verraten. Dies zeigte sich jetzt wie ein Geschwür. Und dieses Geschwür hatte alle ergriffen. Sentimentalität half nichts. Nur noch Klarheit konnte Licht ins Dunkel bringen.

Ich war aufgewacht. Das hatte auch lange genug gedauert. Endlich war ich wach. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und schaute mich um. Was sollte ich tun? Ich hatte ein kleines Kind, kein eigenes Geld, keinen Vater, der mit mir ausziehen und vor allem in der Lage sein würde, das Kind mit mir zu versorgen und ich hatte alle meine Freunde und Bekannte nur hier!

Ich öffnete meine Ohren für die Gerüchte: Bestechungsgelder flossen an Ausgezogene als Schweigegelder. Ich wusste noch nicht wofür, ahnte aber Schlimmes. Gerüchte über eine Anklage gegen Otto Muehl wegen Missbrauch von den minderjährigen Mädchen machten sich breit. Ich konnte es nicht fassen. Wen betraf das? Verstohlen schaute ich mir die Mädchen an. Sie hatten wenige enge Freunde unter den Erwachsenen. Ob die mehr wussten? Ich traute mich nicht zu fragen. Ich kannte sie kaum. Ich hatte nie Kontakt zu den Kindern vom Friedrichshof aufgenommen. Verdammter Mist!

Unser Ökochef entwarf, um uns zu schützen, einen Kooperationsvertrag zwischen allen KommunardInnen, gegen den Willen von Otto, in dem die Bekenntnis zum Gemeinschaftseigentum schriftlich niedergelegt und einzeln notariell beglaubigt werden musste.

„Das ist der Anfang des Endes!“ schrie Susa empört in einer SD.

„Nein, das ist es nicht,“ dachte ich, „das ist nur noch Schadensbegrenzung. Das Ende ist bereits in Sicht.“

„Ich will nicht, dass die Kommune so zuende geht!“ Susa kämpfte mit den Tränen.

„Ich auch nicht.“

Dieser Vertrag sollte etwa 2 Jahre später für die Abwicklung des Gemeinschaftseigentums und seine Rückführung ins Privateigentum eine sehr wertvolle Grundlage werden.

Dann ging alles Schlag auf Schlag. Während ich Tag und Nacht meinen kleinen Sohn bei einer schmerzhaften Mittelohrentzündung betreute, wurde die Hierarchie aufgelöst. Einige Wochen später wurde sie wieder eingeführt, dann war sie endgültig vorbei.

Kurz darauf wurden am Friedrichshof und in den unterschiedlichsten Stadtgruppen Razzien durchgeführt. Es wurden private Tagebücher, Videokassetten, ganze Ordner voller Dokumentationen der Gespräche beim Otto, Musik und anderes als Beweismaterialien gegen Otto Muehl mitgenommen. Wir verbrannten in der Gruppe unsere Tagebücher – alle – auch mein geführtes Tagebuch für meinen Sohn. Auf keinen Fall wollte ich, dass sie in die Hände der Justiz fielen und diese daraus irgendetwas gegen Otto ableiten würden. Auch konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dass ein durch die Presse und die Medien aufgegeilter Polizist gierig darin schnüffelnd irgendeine Schweinerei zu finden hoffte. Nein, das wollte ich nicht. Jahrelang konnte ich danach nicht mehr schreiben.

Die Medien- und Verfolgungskampagne riss nicht ab. Ich achtete nicht mehr darauf. Ich ging mit den Kindern im Park spazieren, spielte mit ihnen im Schwimmbecken, fuhr mit dem Fahrrad, Amadeus auf der Lenkstange im Kindersitz, an den Rhein und genoss meine Zeit.

Jeden Abend trafen wir uns in unserem Gartenhaus und diskutierten über die Ereignisse. Alle waren wir zutiefst erschüttert. Ich konnte es nicht glauben: „Doppelmoral“, „Schlafzimmerpolitik“ wie grässlich. Wo hatte ich gelebt? Wohin hatte ich meine Herzblut, mein Engagement gesteckt? Hatte Otto uns verraten oder war ich selbst es, die mich verraten hat? So ungefähr müssen sich die Leute gefühlt haben, als das Dritte Reich zuende ging. Ich war erschüttert und ich war erleichtert, dass endlich alles zu Tag kam, was ich schon so lange vermutet und verdrängt hatte.

Bald schon würden wir auch das Gemeinschaftseigentum auflösen und alles in die Genossenschaften überführen. Dafür gab es sehr viel zu regeln. Einige Leute setzten sich sofort dafür ein Lösungen zu finden.

Im Zuge der Privatisierung gaben wir eine umfangreiche Vaterschaftsuntersuchung an der Wiener Universität in Auftrag, damit den Kindern ihre leiblichen Väter zugeordnet werden konnten. Viele Frauen mussten Farbe bekennen: Otto war nicht der Vater ihres Kindes. Die meisten werden wohl froh gewesen sein.

Nächtelang diskutierten wir in unserem Gartenhaus. Die Stimmung kochte. Es war bereits klar, Otto stand vor dem Prozess: sexueller Missbrauch von Minderjährigen und Missbrauch seines Autoritätsverhältnissen. Vieles kam heraus, was wir niemals für möglich gehalten hatten. Wir hatten die Spitze des Eisberges gesehen und nicht weiter in die Tiefe geschaut. Wir hatten geglaubt und gehofft statt klar zu sehen und zu prüfen. Unter der Oberfläche gab es Strukturen, die gefährlich und scharfkantig waren. Wir hätten es wissen müssen und noch immer wusste keiner von uns, um was es hier eigentlich geht, denn das Unbegreifliche für möglich zu halten erfordert Zeit und Mut.

Ein übergroßes Sicherheitsbedürfnis wurde durch die anstehende Auflösung des Gemeinschaftseigentums ausgelöst. Keiner von uns hatte wirklich eine Vorstellung davon, was es bedeutet, in der privat organisierten Kleinfamilie zu überleben. Alles war bei uns zentralistisch organisiert und geregelt gewesen. Die erste Stromrechnung, die ersten Mietzahlungen, das erste Gehaltskonto in meiner Verantwortung, mit fast 40 Jahren und einem 2-jährigen Sohn. Das war schon absurd. Behördengänge, Krankenversicherung, Arztbesuche, Haftpflichtversicherung, Kindergartenplatz, Arbeitslosenhilfe, Anstellungsvertrag, Gewerbeanmeldung – jedes kleine, private Leben muss sich das alles organisieren. Was für eine Zeit- und Energieverschwendung!

Die Menschen waren mir fremd. Ihre Sprache, ihre Interessen, ihre Form der Kommunikation verstand ich anfangs nur schwer. Mitte der 70iger Jahre war ich aus dieser Gesellschaft ausgezogen. Nun kehrte ich zwangsläufig wieder zurück. Ich fühlte mich wie von einem anderen Planeten oder wie wenn ich gerade einer Zeitmaschine entstieg sei. Ich kannte weder die Musik noch die Themen der Zeit. Die 80iger Jahre, ein großer Teil der Frauenbewegung, die Punkzeit, vieles war an mir einfach spurlos vorbei gegangen. Zum ersten Mal seit Jahren nahm ich die überladenen Schaufenster wieder wahr, die Mode, den Glimmer und Glamour, Fernsehen, MTV, alles war neu, aufregend und spannend. Ich verarbeitete meine Eindrücke in Collagen aus der Werbung und im Tagebuch. Unsere erste gemeinsame Kleinfamilienreise unternahm mein Freund und ich mit Amadeus in die ehemalige DDR. Hier fühlten wir uns beide besser, mehr wie zu Hause. Die Menschen waren hier menschlicher, nicht so abgehetzt, ziel- und zeitorientiert, materiell und geldbesessen. Hier schienen die Uhren langsamer zu ticken und das Herz klopfte noch in seinem natürlichen Rhythmus. In ihrer Menschlichkeit, ihrer Naivität, ihrer Schlichtheit und in ihrer Desorientierung waren sie mir weit näher als die „Wessis“.

Die hitzigen Diskussionen hatten ein Ende genommen. Die Wogen glätteten sich. Statt der spontanen, nächtlichen Treffen im Gartenhaus organisierten wir jetzt ein regelmäßiges Plenum. Das Eigentum musste privatisiert werden: jeder Staubsauger, jeder Suppenkelle wurde intern zu einem symbolischen Preis verkauft. Die Bibliothek war plötzlich leer geräumt. Einige Möbel verschwanden in privaten Zimmern. Die finanzielle Situation vieler war schwierig. Vor allem die Älteren von uns, die Mütter mit den kleinen Kindern und diejenigen, die lang Jahre intern in der Versorgung oder in den Werkstätten gearbeitet hatten, hatten keine Arbeit und kein Einkommen.

Es gab kaum Bargeld, viele unverkäufliche und hoch verschuldete Immobilien, eine umfangreiche Gemäldesammlung zeitgenössischer Kunst, eine wertvolle Aktionismussammlung, hohe Steuerschulden, politisches Gerangel in Österreich um die Parteimitglieder, die uns unterstützt hatten, Prozesse um Gehaltsnachforderungen von Ausgezogenen, von Erben, von Großverdienern, Scheidungen und es gab eigene Firmen, die weniger Arbeitsplätze hatten als gebraucht wurden. Es gab Leute, die absahnten und es gab Leute, die anpackten. Es war genau so wie überall. Es war großartig und ekelhaft zugleich. Kaum einer schien sich mehr an die Anfangsideale zu erinnern – oder hatte es gar keine gegeben? Jeder wollte letztendlich nur für sich das Beste herausholen: Geld, Familie, sicherer Arbeitsplatz, Altersversorgung und soziale Anerkennung.

Wie durch einen Sog kehrte sich plötzlich Zeichen um Zeichen um. Die Sorge allein da zustehen ohne eine Gemeinschaft, ohne Geld, ohne einen Partner führte dazu, dass Paare sich zusammen fanden. Viele der Paare waren schon längst eins gewesen. Manche hatten sogar ein gemeinsames Kind. Einige sind bis heute ein Paar geblieben, andere trennten sich wieder. Mütter, die sich für keinen Mann entscheiden konnten, suchten zu dem Kindesvater den Kontakt und bauten mit ihm gemeinsam eine Patchworkfamilie auf.

Auch ich wünschte mir einen Mann an meiner Seite. Rufus hatte kein eigenes Kind und wollte sehr gerne die Vaterschaft übernehmen. Auch verband uns schon länger ein lockeres und freundschaftliches Verhältnis. Anfangs war es mehr eine Zweck- und eine Bett- als eine Liebesgemeinschaft. Wir verstanden uns gut in dieser Aufbruchsstimmung und entwickelten eine übermütige Rebellenlaune, durch die wir uns gemeinsam Stück für Stück befreiten aus den alten Gruppenstrukturen, ohne Feindschaften aufbauen zu müssen. Allerdings sagte er mir von Anfang an, zu einer echten Zweierbeziehung sei er nicht bereit und möglicherweise auch nicht in der Lage. Jahre später stellte sich heraus, er hatte Recht behalten.

Der Zusammenbruch der Kommune erschütterte mich und erschütterte uns alle, ganz besonders aber unsere Kinder. Er beendete ein kleines aber sehr intensives Kapitel vieler Einzelschicksale. Wie wohl die meisten von uns, hatte ich noch nie zuvor wirklich auf eigenen Beinen gestanden. Vom Elternhaus ins Studium und dann in die Kommune, war ich immer finanziell versorgt gewesen. Nun musste ich sehen, wie ich meinen Lebensunterhalt verdienen und die vielen regelmäßigen Ausgaben wieder rein bekam. Ich musste, so glaubte ich, eine Arbeit machen um Geld zu verdienen und erlaubte mir nur in der Freizeit als Belohnung Kunst zu machen und mich weiter zu bilden. Es war ein Weltbild, das zerbrach und ersetzt wurde durch etwas Materielles, Lebloses, Unschöpferisches, Fremdbestimmtes. Und doch war es ein weiteres sehr aufregendes Abenteuer meines Lebens, mit dem ich mich sehr schnell anfreundete. Jetzt war ich frei. Jetzt spürte ich mein Schicksal ganz allein in meinen Händen liegen. Jetzt war ich die Herrin, die erste Frau meines Lebens.

Bevor ich die Gruppe verließ, fuhr ich noch einmal zum Friedrichshof. Ich wollte mich von Otto verabschieden. Schließlich hatte ich 14 Jahre meines Lebens mit ihm gemeinsam

verbracht. Angetreten waren wir eine neue Gesellschaft aus der Taufe zu heben. Nun blickten wir auf einen emotionalen Scherbenhaufen. Auch wenn viele, sehr viele psychische Grausamkeiten geschehen waren und ich zutiefst entsetzt war über seine Art der Machenschaften und seinen Verrat an den Ideen und dem Konzept der Gruppe, so wollte ich mich dennoch von ihm verabschieden. War er doch über lange Zeit von mir bewundert und geliebt gewesen.

Als die Nachricht nach Düsseldorf gekommen war über den Zusammenbruch der Gruppe und der Hierarchie, über den Rücktritt von Otto Muehl und allen Gruppenleitern, über die bevorstehende Auflösung des Gemeinschaftseigentums, war mir, wie wenn eine unsichtbare Hand, die sich lange Zeit auf meinen Scheitel gelegt hatte, weggezogen würde. Ich fühlte, wie wenn ein Luftballon, lange unter Wasser gehalten, jetzt nach oben schnellte und mich befreite von etwas, was in mir sich zurückgezogen hatte. Ich war frei. Dieses merkwürdige Gefühl begleitete mich noch monatelang. Ich fühlte mich frei und ich hatte unendlich viel gelernt.

Ich betrat Ottos Zimmer. Er hatte umziehen müssen. Seine alte Wohnung wurde bereits von anderen, Wohlhabenderen bewohnt, denn das Privateigentum war nun endgültig auch am Friedrichshof eingeführt worden. Die Zeit der Kommune war vorbei.

Otto saß an seinem Tisch. Mehrere seiner engsten Frauen mit ihren kleinen Kindern waren im Raum und spielten ruhig mit den Kindern auf dem Teppich. Es war anders als sonst. Ich fühlte eine große Unruhe durch den Raum ziehen, wie wenn es hier zuginge wie in einem Taubenschlag. Otto lud mich ein auf einen Kaffee. Ich stellte mit Genugtuung fest, dass meine Projektionen auf ihn als eine Autorität sehr nachgelassen hatten. Ich war nur mäßig aufgeregt. Kurz musste ich an meine Anfangszeit vor 14 Jahren denken. Ich war damals so schüchtern und jetzt fühlte ich mich so klar, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Ich wusste was ich will.

„Ich möchte mich von dir verabschieden, Otto,“ begann ich und etwas später – „und... du hast dich ja ganz schön als Guru aufgeführt, aber was mich am meisten daran ärgert, ich..., ich bin auf dich hereingefallen.“

Ich saß Otto am Tisch gegenüber.

Ein gütiges, altes Gesicht beugte sich zu mir herüber. Seine dunklen Augen, in Lachfalten gebettet, blickten tief in die meinen. Dann verschwand das Bild und hinter einem durchsichtigen Schleier sah ich Otto. Er stand aufrecht hinter dem Tisch. Sein Blick schweifte umher, durch den Raum, dann zu mir. Er antwortete:

„Nein, du bist eine der ganz wenigen, die ich nie gekriegt habe.“

Ich traute meinen Ohren nicht, war doch meine eigene Wahrnehmung von mir gänzlich anders. In dem Moment, noch bevor ich widersprechen konnte, schoss Clarissa auf Otto zu und redete auf ihn ein: „Mich hast du auch nie gekriegt!“

„Oh doch, dich habe ich sogar um den kleinen Finger gewickelt. Du hast mich ja sogar geheiratet.“

Etwas mir unerklärliches geschah. Hatte er Schmerzen? Er hielt sich am Tisch fest, stöhnte und sagte laut:

„Am liebsten würde ich jetzt gleich in mein Heimatdorf gehen, ein Zimmer anmieten und nur mit Jürgen dort leben. Ich würde malen und Jürgen würde meine Bilder verkaufen.“

Jürgen feixte. „Ja, das sollten wir tun Otto.“ Wie ein komischer Kauz hüpfte er von einem Bein auf das andere. Doch das wollten die Frauen nicht so stehen lassen. Alle sprangen sie auf, rissen ihre kleinen Kinder mitten aus dem Spiel, hielten sie Otto vor die Nase und riefen wie in einem einstudierten Chor:

„Nein, das kannst du doch nicht machen, Otto, ganz ohne Frauen, nimm mindestens mich mit - nein mich - ganz ohne Sexualität - und die Kinder, was soll mit den Kindern geschehen, du bist doch ihr Vater.“

Otto geriet ins Wanken. Bedenklich schwankte er wie ein altes Kanu hin und her. Er verlor den Halt und stürzte ab, aufgewühlt durch eine aufgepeitschte See der Emotionen. Ehe ich mich versah, war er von seinem Platz hinter dem Tisch verschwunden. Er war in Ohnmacht gefallen und lag jetzt unter dem Tisch. Entsetzt starrte ich auf die Frauen. Jürgen und eine Frau legten ihn auf das Sofa. Dann riefen sie Traudel an, damit sie eine Medizin von der Gesundheitsstation hoch brächte. Sie kam herein, blickte streng in die Runde, ging zum ohnmächtigen, alten Mann und träufelte ihm irgendetwas ein. Als er die Augen aufschlug, trat ich zu ihm an die Liege, nahm seine alte, graue, kühle Hand in die meine, suchte seine Augen und verabschiedete mich. Er fand meine Augen nicht mehr. Für immer verließ ich diese Welt.

8. Kapitel

Der Zufall

Ein Epilog zur Muehlkommune

Mit 2000 DM und einem Einkommen über Studentengeld war ich vor 14 Jahren hier eingestiegen.

Mit 2000 DM und einem Einkommen aus Arbeitslosengeld wegen meiner Mutterschaft stieg ich nun hier aus.

Rita hatte mich als säugende Mutter zweier Kinder auf dem Titelbild des AA-Magazins⁵³ überzeugt hier ein zu ziehen

Rita war es gewesen, die mich im Gespräch auf El Cabrito dazu angeregt hatte, die Prinzipien der Kommune ein allerletztes Mal durch meine kleine Rebellion zu überprüfen. Sie hielten nicht stand.

Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Nichts erschien mir in diesem Moment aufregender als diese zwei kleinen Erkenntnisse, die wie durch einen geheimnisumwitterten Zufall Anfang und Ende, eine Ära meines Lebens begrenzten.

In dem Moment kam Carmencita angefliegen. Sie setzte sich, für mich nicht weiter wahrnehmbar, auf den Nussbaum gegenüber meiner Bank und zwitscherte ihr Lied, das mein Tagesbewusstsein als den Gesang einer schwarzen Amsel nur erkannte. Ein Gespräch entspann sich zwischen uns. Jedes Wort sog ich in mich hinein:

„Das ist die Magie der Ma’at. Ma’at ist keine Göttin. Ma’at ist der Zyklus des Seins.“

Otto war zu 8 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ein hartes, ein hohes Strafmaß. Zu einem „das finde ich gut“ konnte und wollte ich mich nicht hinreißen lassen. Hier war nach meinem Empfinden noch viel mehr schief gelaufen, als es jetzt erschien, denn ganz andere Leute, so vermutete ich, hatten sich nun an ihm wiederum abgearbeitet. Dennoch war ich entsetzt über ihn und mit mir viele. Wir wussten nicht, ob wir uns schuldig oder verraten fühlen sollten. Es war mir wirklich nicht begreifbar, obwohl ich wusste, nicht ein Tag dort in dieser Zeit war ein verlorener.

Ich: „Ich frage mich, basiert die Schöpferkraft, die Kreativität des Lebens und alle daraus sich entwickelnden Ereignisse auf einer Kombination von begrifflicher Denkweise oder auf einer mir nur schwer begreiflichen Form des archaischen und bildhaft-symbolischen Denkens?“

„Es benötigt beide Weisen,“ entgegnet Carmencita, „wenn es Auswirkungen auf durch das Alltägliche geprägte Leben haben soll.“

„So viele Künstler streben seit Anfang des 20. Jahrhunderts die Einheit von Kunst und Leben an. Vielleicht ist das ein Zeichen, wohin die menschliche Entwicklung in den nächsten Jahrtausenden sich bewegen wird – nämlich zu einer Symbiose dieser beiden Denkformen, zu einer Synthese, einer Verbindung daraus. Es gibt Schriftsteller, die sagen, die Vernunft sei diese Synthese.⁵⁴ Ich weiß nicht, ob es die Vernunft ist. Otto sagt, für ihn war die Kommune die Erweiterung der Kunst auf das Leben. Andere sagen, Otto hat uns, die KommunardInnen und unsere Kinder als Pinselstriche oder Farben für seine Eitelkeiten und für seinen Ruhm missbraucht. Ich sage, ohne ihn hätte ich all diese Erfahrungen niemals machen können. Doch die Vernunft stand hier hinter dem bildhaften Denken oder den Triebstrukturen weit zurück. Begrifflich haben wir uns mit den Anforderungen des alltäglichen Kommunelebens zu wenig

⁵³ 1976 raussuchen

⁵⁴ Aram, Magie und Zauberei in der alten Welt

auseinander gesetzt. Und wenn das Kunst war, dann war es schlechte Kunst, denn es hat Ebenen verletzt. Mir scheint, wir haben sehr unvernünftig gehandelt. Und doch spüre ich an dem, was Ma'at mir zeigt, dass hier eine heilige Magie, eine große Vision von Etwas im Spiel war und ist.

Ich sehe in dieser Kleinigkeit des Zufalls eine sehr hohe Stimmigkeit, eine Form der heiligen Perfektion, die bewusste Entscheidungen, Verstandesbegriffe und die Zeit überschreitet. Da bleibt mir nur, in der Hilflosigkeit eines modernen Menschen, „das war Zufall“ zu sagen oder „das ist an den Haaren herbei gezogen.“ Doch angenommen, es war kein Zufall und ein Gesetz der Ma'at existiert wirklich, dann weiß ich noch nicht, um was es eigentlich in dieser Kommune wirklich ging – menschheitsgeschichtlich, archaisch und zukünftig betrachtet.

Manche sagen, nach diesen Ereignissen kann und darf keiner mehr guten Gewissens Kunst und Leben miteinander verbinden wollen. Ich frage, soll die Kunst wieder auf den Sockel, auf die Bühne, in ihr mit teuren Lampen ausgeleuchtetes Gefängnis weichen? Sollte sie, um nicht noch weiter Unheil anzurichten, als schöner Schein und manchmal auch als beißende Kritik, sich besser außerhalb des rein profanen Lebens nur beweisen? Nein! Kunst ist die Sprache der Götter. Sie zeigen sich durch sie. Die Künstler sind ihr Medium. So möchte ich es erschauen. Nur das ist doch wohl der Sinn. Doch wes' Geistes Kind war die Kommune? Wer war der Gott, der hier dahinter stand?“

Stille – Stille – Stille. Endlich antwortete sie.

Carmencita: „Kunst und Leben ist immer eine Einheit. Allerdings ist die Kunst am Leben die inneren Verkündungen mit dem äußeren begrifflich gefassten Denken im Gesetz und der Struktur, zum Einklang oder in Harmonie zu bringen. Darum ist Mathematik und Philosophie und klassisch komponierte Musik der Weg der Alten. Es ging nur darum, dieses zu erlernen. Dein Weg ist im Leben zu handeln, Verschüttetes fließen zu lassen und es dann begrifflich aufzuarbeiten. Hierin machte auch Otto einen großen Fortschritt, weit tiefer als andere, weil er sein Leben in die Waagschale der Ma'at legte, um es aufwiegen zu lassen mit Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Er strebte diesen Ausgleich an, auch wenn ihm viele Verirrungen schwerster Art zu Recht angelastet werden mussten. Das ist daran zu erkennen, dass er niemals einer Strafe entsagte, niemals log oder floh, sondern sie brav abgelesen hat und dabei aufrichtig er selber blieb.

Auch wenn er oft im Miteinander herrisch und ungerecht sich verhielt, wahrhaftig blieb er immer.“

I: „Ist nicht der Diktator und die Diktatorin in uns allen das Hauptproblem der Menschheit in unserer Zeit?“

C: „Vieles war und ist verzerrt, wenig nur in Ordnung und die Saat ging auf, wie sie gesetzt war....“

I: „Mit dem Besitz kehrt nun das Leben in der Gesellschaft wieder zurück.“

C: „Doch bedenke dies: Jeder Wissenschaftler weiß, ein Experiment kann nicht scheitern, nur der Ausgang kann zu einem unerwünschten Ergebnissen führen.“

I: „Mmh, doch ich schäme mich auch, denn wir alle wollten den Frieden und wir säten den Krieg, alle, wirklich alle.“

C: „Freie Sexualität, Gemeinschaftseigentum, Selbstdarstellung waren kein Allheilmittel, wohl aber ein sehr mutiger Schritt. Ihr seid alle nur Kinder eurer Zeit. Grenzen zeigten sich. Das Spannungsfeld zwischen dem ICH und dem WIR geriet wieder und wieder ins Wanken. Die Kunst starb nahezu ab. Die Kreativität geriet in Erstarrung. Die Freiheit verlor sich im Zwang. Das Kommune-Experiment geriet zu einem Spiegel der Gesellschaft und verlor seine Stimmigkeit. Die Themen Macht, Manipulation und Liebe blieben ungelöst.

Es war ein kleiner Schritt auf einem langen Weg zu einer lebensbejahenden und selbstbestimmten Lebensform, die letztendlich nur jeder in sich selber finden kann. Otto Muehl als hochkreativer Mensch initiierte dieses Abenteuer. Doch ohne euch, die ihr bereit ward den Weg der Liebe ein wenig tiefer neu zu kreieren, wären nicht er noch ihr die, die ihr heute seid.“

I: „Und ihr? Ward ihr nicht auch dabei?“

C: „Gewiss. Wir waren alle da. „Bewusstsein ist differenzierteste kosmische Energie“⁵⁵, hat euer Meister einmal geschrieben.“

I: „Und? Es ist doch so. Ihr seid doch so, die ihr uns das Denken schöpfen lehrt im Begreifen und im Schauen.“

Carmencita, oder war es die schwarze Amsel, flog auf und davon ... und ich hörte sie in der Ferne lachen. Sie lachte und lachte und lachte. Sie lachte vor Freude, sie lachte vor Glück, sie lachte, weil ein weiteres Feld sich gelöst hat.

⁵⁵ AA-Modell, 1976, S. 167